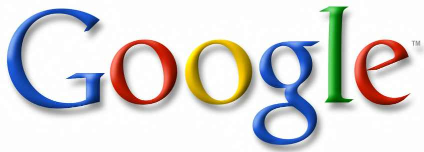



DOMI-
NUS
ILLU
MINA
TIO
MEA
Taylor Institution.
1865

Göttinger Festreden

von

Ernst Curtius.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Bessersche Buchhandlung.)
1864.



Die vorliegenden Reden sind in der Aula unserer Universität gehalten worden, welche jährlich am vierten Junius, dem Geburtstage König Georgs III., des Stifters der akademischen Preise, die Feier der Preisvertheilung begeht. Die bei dieser Gelegenheit gehaltenen Reden sind nach jedem Feste in dem akademischen Programme, welches die Ergebnisse der Preisvertheilung veröffentlicht, abgedruckt worden, zum Theile auch in Gelzers protestantischen Monatsblättern. Ich habe meinerseits an eine Sammlung derselben nicht gedacht. Doch habe ich keinen Grund, dem freundlichen Wunsche des Verlegers zu widerstreben, welcher mich dazu auffordert, und kann mich nur freuen, wenn das, was zunächst für den Kreis der Universitätsgenossen bestimmt war, auch in weiteren Kreisen Anklang finden sollte.

Den acht Junireden sind zwei Vorträge angereiht worden, welche anderen Anlässen ihre Entstehung verdanken; die eine ist am Gedächtnißtage Schinkels auf Veranlassung des Architektenvereins in Berlin gehalten worden, die andere bei Gelegenheit der hiesigen Schillerfeier.

Göttingen, im Mai 1864.

Ernst Curtius.

Inhalt.

1.

Der Wettkampf.

Sie kennen Alle jenes Gemälde, in welchem ein geistvoller Künstler unserer Tage es gewagt hat, mit kühner Hand den Anfang aller Menschengeschichte darzustellen. Der Riesenbau, der als ein Denkmal titanischen Uebermuths in den Himmel steigen sollte, ist durch die Hand des göttlichen Zorns gehemmt und die Geschlechter der Menschen, aus schmachvollem Frohndienste befreit, trennen sich in Gruppen, um von nun an verschiedene Bahnen einzuschlagen.

Mit trägem Schritt zieht in der Mitte ein Volk dahin, das von niederen Lüsten beherrscht die Bilder der Götzen, welche hier zu Schanden geworden sind, in dumpfem Wahn umklammert hält; zur Linken sehen wir eine edlere Schaar, eine Gruppe von Hausgenossen, traulich versammelt um das Haupt eines Patriarchen, welcher mitten unter dem Toben der Völker wie ein guter Hirt die Seinen zusammenhält; zur Rechten aber sprengt eine Jünglingsschaar in das Land, um mit stürmender Hand die Welt zu gewinnen.

Während der Sohn des Sem rückwärts blickend noch versenkt ist in den Anblick des lebendigen Gottes, der sich im Strafgerichte offenbart hat, sind die Japetiden nur vorwärts gerichtet; im frohen Gefühle entfesselter Kraft eilen sie in die Bahn wetteifernder Thatenlust. Bald lassen sie die andern Völkergruppen weit hinter sich zurück und beginnen, in Stämme und Zungen mannigfach gegliedert, unter einander den großen Wettkampf, indem sie über die gegen Abend gelegenen Hoch- und Tiefländer der Erde rastlos sich ausbreiten und an ihre Schritte den Gang der Weltgeschichte fesseln.

Diese Stämme haben alle den männlichen Trieb der Thatenlust als Erbtheil empfangen; sie sind alle zu staatgründenden Völkern geworden; sie haben sich in Heldenliedern bezeugt, sie haben in Bild- und Bauwerken bleibende Denkmäler auf Erden hinterlassen. Je weiter sie aber im Osten zurückgeblieben sind, um so früher erscheinen sie uns in ihrer lebendigen Entwickelung gehemmt, in unbeweglichen Lebensformen erstarrt, oder auch mit fremdartigen Bestandtheilen dergestalt verwachsen, daß jener Grundzug der arischen Völker verhüllt oder verwischt worden ist.

Um so reiner tritt er uns wieder entgegen, wenn wir aus Iran und Mesopotamien zu jenen Stämmen kommen, die früher und weiter gegen Abend gewandert sind, die im kleinasiatischen Halbinsellande Wohnung gemacht und mit Vorliebe solche Gegenden aufgesucht haben, wo Meer und Gebirge sich durchdringen. Wie nahe

liegen die Wohnsitze der Lycier den Gränzen assyrischer Machtbildung und welch ein Gegensatz zwischen den entnervten und in äußerlicher Pracht verkommenen Gestalten, die uns in den Palästen von Ninive entgegentreten, und jenem apollinischen Volke, das sein enges Land zwischen Fels und Meer so heldenmüthig allen Barbaren gegenüber vertheidigt hat, dessen Kunst, wie unzählige Denkmäler bezeugen, das Gepräge jenes höheren Lebens trägt, welches das untrügliche Kennzeichen des hellenischen Völkergeschlechts diesseits und jenseits des ägäischen Inselmeeres ist! Wenn Sie daher, hochverehrte Anwesende, dem raschen Gedankenzuge von Babel bis Jonien gefolgt sind, so werden Sie jetzt dem Vertreter des klassischen Alterthums, welchem Sie die Ehre gönnen an diesem Tage Ihr Redner zu sein, wie ich hoffe, um so lieber gestatten, auf dem Gebiete zu verweilen, an dessen Gränze er Sie geführt hat, und den Gedanken näher zu entwickeln, daß jener Grundzug des arischen Volkscharakters — wetteifernde Thatenlust — bei den Hellenen in größter Reinheit und vorbildlicher Bedeutung sich uns offenbart.

Sollte ich Ihnen mit einem Worte ein Kennzeichen des hellenischen Lebens angeben, durch das es sich von dem aller anderen Völker unterscheidet — ich würde sagen, es sei der Kranz. Ja der Kranz ist das Wappenzeichen der Hellenen, das Symbol ihrer eigenthümlichen Macht und Größe. Warum erschraken sonst die stolzen Feldherrn im Gefolge des Xerxes, als sie hörten, daß während des Anrückens ihrer Land- und Flottenheere die Griechen am

Alpheios um Olivenkränze stritten? Sie erschraken, weil ihnen die Ahnung aufging von einer ihnen durchaus neuen Schätzung des Lebens, von einer Ansicht, die nicht im behaglichen Besitze, im ruhigen Genusse, sondern im Ringen und Streben den Werth des menschlichen Daseins suchte, und dieser Ansicht, das fühlten sie, müsse eine ganz eigene Art des Heldenthums entsprießen. Es war aber nicht nur in Delphi und Olympia, es war überhaupt nicht nur in den Schranken der Rennbahn, daß die Hellenen ihre Wettkämpfe hielten; ihr ganzes Leben, wie es uns in der Geschichte des Volks vorliegt, war ein großer Wettkampf.

Ein Wettkampf — zunächst der Stämme. Zwar sehen wir auch in der orientalischen Geschichte die verschiedensten Stämme mit einander ringen; ein Volk erhebt sich über das andere und drängt es aus seiner Stelle; aber hier gilt es nur einen bestimmten Besitz. Ist dieser gewonnen, so folgt das Leben wieder den alten Geleisen; mit Erreichung des Ziels hört das Streben auf, und der Stämme Eigenthümlichkeit verschwindet.

Die hellenische Geschichte beginnt, so wie sich die Stämme einander gegenübertreten; sie besteht wesentlich in der Wechselwirkung derselben und schließt, so wie diese aufhört.

Freilich treten sie nicht gleichzeitig auf. An der Ostseite des griechischen Meers erwacht das geschichtliche Leben, in den Küstenländern Kleinasiens, wo hellenische Stämme ihrer Kraft und ihres Berufs bewußt werden.

Aber kaum haben sie den älteren Seevölkern die Kunst der Schiffahrt abgelernt, so fahren sie westwärts von Küste zu Küste, um die jenseitigen Bruderstämme zu erwecken und zum Wettkampfe aufzurufen. Zunächst sind sie die Gebenden. Sie bringen Schrift und Maaß, sie lehren neue Götter kennen und verehren, sie lehren Städte bauen und Staaten gründen. Aber während des Empfangens erstarken die Binnenvölker; ein Stamm nach dem andern unter ihnen erhebt sich, und so wie sie aus den engen Bergkantonen hervortretend mit dem Meere in Berührung kommen, gewinnen sie Namen und Bedeutung. Nun drängen sie die jenseitigen Stämme bei Seite, nun gründen sie eigene Staaten — achäische, äolische, dorische — und je mehr diese Staaten in Städten ihren Mittelpunkt finden, um so bestimmter prägt sich der Stämme Eigenthümlichkeit in Verfassung, Kunst und Sitte aus, um so lebhafter entbrennt der große Wettkampf. Denn nun bilden sich nicht nur die Hauptunterschiede aus, die des dorischen und jonischen Wesens, sondern auch innerhalb der Stämme beginnt der Städte Wettkampf, namentlich bei den Joniern, welche nur in der mannigfaltigsten Entwickelung ihre Befriedigung finden.

Blicken Sie auf die Küste Kleinasiens! Auf einem Raume, welchen man mit heutiger Geschwindigkeit in kurzer Tagesfahrt durchmessen könnte, erheben sich zwölf Städte neben einander und jede Stadt ist eine Welt für sich. Niemals ist so viel Geschichte wieder auf so engem Raum zusammengedrängt gewesen, niemals in

regem Wetteifer der Kräfte so viel Energie entfaltet worden. Jede Stadt sucht ihren Beruf. Die eine ist landeinwärts gerichtet; sie ist beschäftigt den Binnenhandel an sich zu ziehen, die reichen Flußthäler auszubeuten, Lydien und Hellas zu verbinden. Die anderen Städte sind ganz der See zugekehrt, unter einander wetteifernd unbekannte Meere zu durchschiffen, neue Länder und Völker, neue Schätze der Erde zu entdecken. Milet dringt durch die Pforten des Pontus; aus dem Schleier nordischer Nebel zieht es die unermeßlichen Kornebnen Scythiens, während es zugleich die Wunder des Nillandes aufschließt; den fernen Westen entdecken die kühnen Seefahrer aus Samos und Phokaia, die ebensowohl Kriegsleute wie Kauffahrer waren. Zur Sicherung ihrer Handelsverbindungen gründen sie ihre überseeischen Factoreien, diese erwachsen zu blühenden Tochterstädten, welche an den Ufern des Don wie am Rhone und Ebro die Pflanzschulen hellenischer Sitte wurden.

Milet war die Königin der Meere, ein griechisches Tyrus, der Markt der Welt. Athen und Sparta waren Winkelstädte gegen Milet — ja das ganze Griechenland, das wir das eigentliche zu nennen pflegen, war an Wohlstand, Glanz und Weltbildung von den westlichen und östlichen Colonien weit überflügelt.

Aber in diesem Gedeihen lag der Keim der Entartung. Und worin zeigte sich diese? In nichts Anderem als daß die üppigen Städte dem Principe des hellenischen Lebens untreu wurden; der Wetteifer erschlaffte,

die Spannkraft erlahmte in trägem Wohlbehagen des Genusses. Darum erblich der Glanz des schönen Joniens, ja des ganzen Stammes Geschichte hätte sich rasch zu Ende geneigt, wenn nicht Athen sie aufgenommen hätte.

Die Armuth war die Gespielin hellenischer Größe. Auf Attikas dürftigerem Felsboden hatte jonische Volkskraft sich gesund erhalten in der Abwechselung von Arbeit und Genuß, in der glücklichen Verbindung von Freiheit und Zucht, von Tapferkeit und Kunstpflege.

Nun wurde der Wettkampf, in welchem sich die Geschichte der Hellenen vollzieht, mehr und mehr ein Wettkampf zweier Staaten. In Sparta war dorische Stammesart am kräftigsten ausgeprägt; Sparta stand an der Spitze der Nation, als der Verfall Joniens anfing; es hatte einen weiten Vorsprung vor Athen. Aber die Ferne des Ziels schreckt den Muthigen nicht; sie spannt nur um so höher seine Kraft. Bald sah Sparta sich überflügelt und wurde nun immer spröder, immer abgeschlossener und schwerfälliger, je freier Athen sich entfaltete, je freudiger es in den Schranken voraneilte. Ja als zum großartigsten Wettkampfe die Persernoth alle Kräfte des Griechenvolks aufrief, da hat Athen in der Schule der schwersten Drangsale, mit unglaublicher Anstrengung und Opferfreudigkeit den Ehrenkranz gewonnen. Es hat die sittliche Idee der griechischen Geschichte am tiefsten erfaßt, am vollständigsten verwirklicht, und was für den olympischen Sieger der Gesang des Pindar war, das ist für Athen die Rede des Perikles, in welcher er

die Gräber des Kerameikos weihte und zugleich — seinen Mitbürgern zur Erhebung, allen nachfolgenden Menschengeschlechtern zur Bewunderung — ein lebensvolles Bild dessen entfaltete, was unter göttlichem Segen durch der Bürger wetteifernde Tüchtigkeit Athen geworden war.

Zum Tode verwundet kam Athen aus dem Bürgerkriege hervor, aber, so oft es sich erholt, beginnt es von Neuem den Wettkampf gegen Sparta wie gegen Theben, mit dem der weit zurückgebliebene Stamm der Aeolier noch einmal in die Schranken eintritt; es erneuert Macedonien gegenüber seinen geschichtlichen Anspruch die erste Stadt der Hellenen zu sein und seine letzten Versuche sind auch die letzten Athemzüge der griechischen Geschichte.

Es ist unrecht, die griechische Staatengeschichte im Vergleiche mit anderen gering zu schätzen und den raschen Verlauf derselben, ihre ruhelosen Kämpfe und Gährungen als einen Beweis dafür anzuführen, daß die Hellenen zur Lösung politischer Aufgaben nur geringe Befähigung besessen hätten.

Der beste Gegenbeweis ist die Thatsache, daß die Hellenen alle Gattungen von Staatsverfassungen bei sich ausgebildet, ihre verschiedenen Formen klar ausgeprägt und zugleich eine für alle Zeit maaßgebende Staatslehre begründet haben. Ein Volk, dessen Geschichte mit der Politik des Aristoteles abschließt, ist gewiß kein unpolitisches. Aber je mehr die edelsten Staaten des Alterthums in der freien Entfaltung aller menschlichen Anlagen

ihren Beruf erkannten — denn auch der einzelne Staat war eine Palästra bürgerlicher Tüchtigkeit, wo dem Bestbewährten als Preis Macht und Ehre ertheilt wurde — um so rascher verzehrten sich die Kräfte, um so kürzer war die Lebensdauer jener Staaten. Dazu kommt, daß nach der Schwäche menschlicher Natur jener Wetteifer der Staaten zum blutigen Kampfe wurde. Auch Athens Ehrgeiz, so edler Quelle er entsprungen war, ist zur rücksichtslosesten Herrschsucht ausgeartet, und so ist die vom Wetteifer entfachte Flamme der Begeisterung ein Feuer geworden, das im Brande des Bürgerkriegs die Blüthe der Staaten frühzeitig vernichtet hat.

Lauterer und wohlthätiger ist der Wetteifer auf dem Gebiete geblieben, auf welchem Alle bereit sind der Hellenen volle Bedeutung anzuerkennen. Denn während ihren Staatsbildungen — so lehrreich allen Zeiten ihre Betrachtung sein wird — doch keine über den Kreis ihrer Volksgeschichte hinausreichende Gültigkeit zugeschrieben werden kann, sind sie in Kunst und Wissenschaft bis heute die Gesetzgeber geblieben, und diese weltgeschichtliche Stellung verdanken sie jenem Triebe, der ihnen keine Ruhe ließ, bis sie das Ihrige gethan hatten, um alle dem Menschen verliehenen Kräfte zu entwickeln und dieselben bis zur vollständigen Ausbildung durch den Reiz des Wetteifers in Spannung zu halten.

Die ganze Poesie der Hellenen ist im Wettkampfe groß gezogen. In den Palästen der Fürsten, an den Grabhügeln der Helden, vor den Tempeln der Götter,

auf den vollen Märkten der Städte wetteiferten die Rhapsoden. In diesen Kämpfen erstarkte die epische Kunst zu jener vollen Kraft und Sicherheit, in der uns von Anfang an das griechische Epos entgegentritt. Als Wettgesang vor dem versammelten Volke blieb die Kunst auch bei vollendeter Meisterschaft durchaus national; sie konnte nicht erstarren in schulmäßigen Formen noch in Künstelei und Willkür des Geschmacks abirren. Sie schloß sich den Neigungen und Stimmungen der verschiedenen Stämme an, und während dem Phlegma ackerbauender Aeolier das lehrhafte Epos zusagte, gaben die feuriger bewegten, thaten- und wanderlustigeren Stämme dem Heldenliede Homers den Preis vor Hesiod.

Im Wetteifer der Stämme bildete sich die griechische Musik, ordneten und gründeten sich die nationalen Weisen lyrischer Kunst. Im Namen der Götter wurden die Hymnensänger aufgeboten, und es empfing den Ehrenpreis, wer bei dem Weihefeste des neuen Tempels die große Diana von Ephesus am herrlichsten gefeiert hatte.

Am vollkommensten aber entfaltete sich hellenischer Wetteifer in der vollendetsten Kunstgattung — im Drama. Denn ein großartigeres Schauspiel bürgerlichen Wetteifers hat die Welt nicht gesehen, als wenn zu des Dionysos Ehren die Festchöre aufzogen, welche die reichen Bürger Athens im Namen der Stämme, denen sie angehörten, ausgestattet und eingeübt hatten. Hier traten alle Geisteskräfte, mit denen die Hellenen gesegnet waren, alle Künste, die in Athen blühten, in brüderlichem Wetteifer zusammen.

Die Baukunst empfing die Bürger und Gäste in ihren Marmorhallen und schmückte die Bühne mit Hülfe der Malerei und Plastik; die Orchestik ordnete die Tänze, die Musik beseelte die Chorlieder, der Schauspieler dachte sich in die Seele der Heroen hinein, deren Thaten und Leiden er dem Volke vorführte — Alles aber diente wetteifernd der königlichen Kunst, der Poesie, die das Ganze leitend zusammenhielt. Wenn in solchem Geiste nach dem Höchsten gerungen wurde, so begreift man, daß die Athener ihrem von Land- und Seesiegen heimkehrenden Helden keine größere Ehre zu erweisen wußten, als daß sie ihm zwischen den wetteifernden Chören des Aeschylos und Sophokles das Urtheil des Preisrichters anheimgaben.

Alle Kunst der Griechen war an unmittelbare Anerkennung von Seiten des Volks gewöhnt. Der Geschichtschreiber las dem Volke seine Geschichte vor, die Meister und Schüler der bildenden Kunst wetteiferten in Darstellung der Götter und Heroen vor dem Volke. Das ganze Volk wurde überall in die Interessen der Kunst hereingezogen; es wurden Alle zum Prüfen, zum Urtheilen gewöhnt und lernten von Jugend an durch begeisterte und selbstthätige Theilnahme den Genuß erhöhen. So wurde die Kunst, so namentlich das Theater den Griechen eine Volksschule im höchsten Sinne des Worts.

So sehr es aber auch der freie Wettkampf der Kräfte war, der wie der belebende Hauch durch die gesammte Thätigkeit, durch alle Leistungen der Griechen hindurch-

wehte, so waren sie doch weit entfernt, den Trieb, welchen der Wetteifer anregt, seiner natürlichen Beschaffenheit zu überlassen, in welcher er mehr zum Schlechten als zum Guten führt. Sie haben den wilden Trieb gezähmt, sie haben ihn gesittigt und veredelt, indem sie ihn der Religion dienstbar gemacht haben.

An sich scheint die Religion, in welcher Form sie sich auch darstellen mag, am wenigsten geeignet und berufen zu sein, den Trieb des Wetteifers zu erwecken. Im Gefühle des Unvermögens wurzelnd, demüthigt sie den Menschen der Gottheit gegenüber und anstatt ihn zu eigenwilligen Kraftäußerungen und neuen Erwerbungen anzuspornen, verpflichtet sie ihn am Gegebenen festzuhalten und in selbstverläugnender Treue den väterlichen Ueberlieferungen anzuhangen. Wie sehr die Hellenen diese Bedeutung der Religion zu würdigen wußten, beweist die musterhafte Treue, welche sie mitten in der ruhelosen Bewegung ihres bürgerlichen Lebens den überlieferten Ordnungen des Gottesdienstes bewahrt haben, und wenn die Propheten des alten Bundes ihre immer wankelmüthigen Landsleute auf die Heiden hinweisen: Gehet hin in die Inseln Chitim und schauet, ob es daselbst so zugehe, ob die Heiden ihre Götter ändern! — so findet dies auf alle Hellenen, namentlich auf die Athener Anwendung; es hat in religiösen Dingen kein conservativeres Volk gegeben.

Indessen tritt ja das Volk nicht bloß im Gefühle der Machtlosigkeit und Hülfsbedürftigkeit seinen natio-

nalen Göttern gegenüber, sondern auch beim Opfer des Danks für den empfangenen Erndtesegen, und es scheint die freudige Anerkennung und Aneignung desselben vor den Göttern die natürlichste Form des Dankes zu sein. Darum finden wir bei Hellenen wie bei Barbaren die Opfer mit Opfermalzeiten, mit frohen Festen und Lustbarkeiten verknüpft. Hier aber tritt uns gerade die Eigenthümlichkeit des hellenischen Wesens recht deutlich entgegen. Bei den andern Völkern besteht die Festfreude im Vollgenuße der irdischen Güter; die Hellenen kannten eine höhere Freude, und diese fanden sie in der durch jugendlichen Wetteifer gesteigerten und durch Theilnahme des ganzen Volks begeisterten Uebung ihrer Seelen- und Körperkräfte. Denn um ihre Götter zu ehren, glaubten sie nicht nur die Erstlingsfrüchte der Felder, die kräftigsten Thiere ihrer Heerden, sondern vor Allem die Blüthe der Jugend in ihrer Gesundheit und Kraft den Göttern darstellen zu müssen, und zwar nicht bloß in feierlichen Aufzügen, in festlichen Tänzen, sondern auch in freudigem Wettkampfe sollten ihre Jünglinge zeigen, daß sie die reichlich empfangenen Gottesgaben zu voller Entwickelung zu fördern nicht träge gewesen seien. So sind die Wettkämpfe ein Opfer des Danks, dessen die Götter sich freuen.

Darum sind alle regelmäßigen Wettkämpfe, die wir in geschichtlicher Zeit nachweisen können, an Götterfeste geknüpft; ihre Schauplätze sind ursprünglich die Tempelhöfe, die eigentlichen Zuschauer die Götter. Ihnen wird

ja Alles verdankt, was zum Wettkampfe befähigt, die Spannkraft der Muskeln, die im Laufe ausdauernde Brust, die Harmonie der Glieder, die Stimme des Gesangs wie die geistbeseelte Rede — was also immer an Ehre und Gewinn dadurch erworben wird, gebührt von Rechtswegen der Gottheit. Der Mensch hat neben ihr keinen Anspruch. Die gewonnenen Dreifüße werden also zum dauernden Schmucke um das Haus des Gottes aufgestellt, und wer den goldenen Siegespreis, den er mühevoll genug errungen hat, etwa heimtragen wollte, der würde dem Gotte das Seine nehmen, er würde der Strafe des Tempelraubes verfallen, und die Gemeinde, welche ihn schützen wollte, müßte aus der Genossenschaft des gottesdienstlichen Vereins ausgestoßen werden.

Je deutlicher sich die Hellenen in ihrem Volksbewußtsein von den Barbaren unterscheiden lernten, um so lauterer und eigenthümlicher haben sie die Idee des Wettkampfes entwickelt, und diejenigen unter ihnen, welche jenen Gegensatz am kräftigsten darzustellen berufen waren, die Dorier, haben am entschiedensten dahin gewirkt, jede Rücksicht auf Eigennutz und alle unreinen Beimischungen zu entfernen. Die Werthpreise verschwinden, damit Keiner, den schnöder Gewinn anlockt, an den heiligen Schauspielen sich betheilige. Der Kranz von Blättern, der Laubzweig, die wollene Binde haben ja keinen andern Werth, als daß sie Symbole des Sieges sind, die von den Göttern selbst — wie die dem Timoleon von der Tempeldecke auf das Haupt fallende Binde — oder in der Gott-

heit Namen von den stellvertretenden Preisrichtern vor den Augen des Volks ausgetheilt werden.

Der Kranz ist vom Baume, welcher dem Gotte heilig ist. Wer mit dem Kranze angethan wird, stellt sich dadurch als ein dem Gotte Zugehöriger dar; er wird ihm zugeeignet und gleich wie das Opferthier bekränzt wird, damit es als göttliches Eigenthum gegen jede unheilige Menschenhand sicher gestellt werde, wie Häuser, Straßen, Plätze durch ihre Bekränzung den Göttern sinnbildlich zugeeignet werden, deren Laub sie tragen — so wurde auch der Sieger, wie ein den Göttern wohlgefälliges Opfer mit Binden geschmückt, mit Kränzen geweiht. Auf alten Vasenbildern sehen wir den stolzen Sieger, dem das beneidenswertheste Erdenglück zu Theil geworden ist, dargestellt, wie er sich demüthig den starken Arm umbinden läßt, um dann im Tempel vor den Augen des Gottes Palmzweig und Kranz zu empfangen. Auch die Kränze pflegte der Sieger nicht als Eigenthum mitzunehmen, sondern im Heiligthume der heimatlichen Gottheit, die seine Jugend gnädig behütet hatte, aufzuhängen.

Damit steht noch ein Anderes in nahem Zusammenhange, nämlich daß in den Schranken nicht gestattet war mit roher Kraft zuzufahren oder nach eigenen Gelüsten den Kampf zu führen. Es wurde ja Niemand zugelassen, welcher nicht nach hellenischem Brauche kunstmäßig seine Kraft ausgebildet hatte, und Keiner empfing den Siegerkranz, welcher sich nicht allen feierlich beschworenen Normen des Kampfes willig unterworfen hatte.

So haben die Hellenen durch einfache Bräuche und Satzungen den Menschen auf des Glückes Gipfel demüthig zu halten gewußt; sie haben den Sporn des Wetteifers angewendet, um sich gegen des Fleisches Trägheit zu schützen, aber sie haben den Eifer von allem Selbstischen zu klären gesucht, sie haben den wilden Trieb des Ehrgeizes geordnet und veredelt durch die Zucht des Gesetzes und der Religion.

Was sie als Ziel erstrebten, liegt deutlich vor uns; in diesem Streben offenbart sich uns der Geist der Hellenen auf der Höhe seiner sittlichen Kraft, und die Anerkennung desselben sollen wir uns nicht etwa durch den Gedanken verleiden lassen, daß jenes Streben in Wirklichkeit ein durch Leidenschaft vielfach getrübtes, durch Schwäche gehemmtes gewesen sei. Das ist freilich leicht zu erkennen und nachzuweisen. Aber wenn ein Mann, mit herrlichen Gaben geschmückt, segensreich in unserer Mitte gewirkt hat, so werden wir doch, wenn wir sein Leben und Wirken darstellen, nicht bei den Mängeln und Schwächen verweilen, welche er mit allen Wesen seiner Art theilte, sondern vorzugsweise bei dem Großen und Ausgezeichneten, bei der besonderen Kraft, die Gott in ihm uns hat offenbaren wollen. Ebenso dürfen und sollen wir auch die Völker des Alterthums betrachten. Dieser Idealismus ist das schönste Vorrecht der klassischen Philologie. Denn was ein Einzelner, was ein Volksstamm in der Blüthe seiner Kraft, im höchsten Aufschwunge seiner Natur, in seinen besten Tagen und Stunden ist,

das ist er wirklich und ganz, und das sollen wir zur Erinnerung unserem Gemüthe einprägen.

So lange die Hellenen in dieser Weise um den Kranz kämpften, waren sie ein mächtiges, ein unüberwindliches Volk; so wie ihre Schwungkraft ermattete, verlor der Kranz seine Bedeutung und blieb nur als eitler Schmuck in Geltung. Die Kirchenväter eiferten gegen die Bekränzung, weil sie in ihr nur eins der auffallendsten Zeichen heidnischer Götterverehrung sahen. Uns aber soll der hellenische Kranz kein Aergerniß sein, sondern das Symbol eines auch für uns vorbildlichen Strebens.

Dieser Standpunkt ist durch die ehrwürdigste Autorität unserer Kirche vertreten. Denn derselbe Mann, der auf dem Areopag den unbekannten Gott verkündete und statt des Kranzes das Kreuz mit der Dornenkrone in Hellas aufrichtete — wie sehr liebt er es sich selbst in seinem Ringen und Laufen einem Wettkämpfer zu vergleichen, wie eindringend ermahnt er seine Korinther, ihren isthmischen Kampfhelden nachzueifern, wie treffend hebt er in seinen Briefen die vorbildliche Bedeutung der hellenischen Agonistik hervor! Diese findet er zunächst in der Enthaltsamkeit, der sich der Kämpfer befleißigen muß, um seinen Leib leicht und kampfrüstig, seine Glieder schwungkräftig zu erhalten; zweitens ist es der Gehorsam der gefordert wird, die Verläugnung aller selbstsüchtigen Willkür, die Anerkennung einer festen Ordnung, in welcher dem Kleinode nachgejagt werden soll; es ist endlich — wie es die Alten in den Erzbildern ihrer Olym-

pioniken unnachahmlich darzustellen wußten — das Sich-vorwärts-strecken des ganzen Menschen nach Einem Ziele, zu dem Alle berufen werden, zu dem Viele laufen, aber nur Wenige gelangen.

So sollen also auch wir das Große, das im Alterthume offenbar geworden ist, nicht bloß erkennen und schön finden; wir sollen nicht schwärmen in bewundernder Erinnerung an das hohe Streben der Hellenen, sondern wir sollen das, was daran ewig gültig ist, der Vergangenheit entreißen und uns mit kräftigem Entschlusse aneignen. Denn nicht für sich, sondern für alle kommenden Geschlechter haben die Hellenen den Barbaren alter und neuer Zeit gegenüber die Wahrheit an das Licht gebracht, daß nicht das Besitzen und Genießen, sondern das Ringen und Streben bis an's Ende des Menschen Beruf und seine einzige wahre Freudenquelle sei.

Man hat den Deutschen wohl die Ehre erwiesen, ihnen ein besonderes Verständniß des hellenischen Wesens zuzutrauen. Gewiß ist, daß unser Volk in seiner ganzen Entwickelung durch eine Reihe wichtiger Analogien auf die Geschichte der Hellenen hingewiesen ist. Die Geschichte beider Völker ist nicht nur aus der ihrer Stämme erwachsen, sondern hat den Charakter einer solchen länger festgehalten als bei anderen Völkern der Fall ist. In Hellas wie in Deutschland hat sich das lebendige Sonderbewußtsein der Stämme gegen den Abschluß einer ausgleichenden Staatsordnung gesträubt und alle Versuche vereitelt, die gemeinsame Volksthümlichkeit in allgemein

gültigen und dauerhaften Staatsformen auszuprägen. Hier wie dort ist die nationale Einheit ein geistiger, ein innerlicher Besitz geblieben, eine über den einzelnen Stämmen und Staaten schwebende Idee. Um so mehr ist die geistige Verwirklichung derselben ein Gegenstand des Wetteifers geworden, indem von den begabteren Stämmen jeder nach seiner Weise in Glauben und Sitte, in Kunst und Wissenschaft das nationale Bewußtsein auszubilden gestrebt hat, und was in diesem großen Wettkampfe der Kräfte Gutes und Schönes gelungen ist, das ist bei den Deutschen wie bei den Griechen des ganzen Volkes Gesammtbesitz geworden, und wer kann verkennen, wie viel auch unsere Bildung, unsere Litteratur diesem Wettkampfe verdankt!

Zur Theilnahme an diesem Wettkampfe, der uns die frische Strömung und den Reichthum des inneren Volkslebens verbürgt, sind vor Allen die Universitäten unseres Vaterlandes berufen; ja sie sollen diesen Kampf in seiner reinsten Form, in seiner vollen Idealität darstellen. Nirgends sollte lebendiger als hier der gemeinsame Besitz vaterländischer Bildung als das theuerste Erbe, das wir von den Vätern empfangen haben, erkannt und erfaßt werden; hier soll es mit treuen Händen gepflegt und mit Hinblick auf das gemeinsame Ziel unverdrossen erweitert werden. Andererseits hat aber auch jede einzelne der deutschen Hochschulen nach ihrer örtlichen Lage, ihren Verhältnissen und ihrer eigenen Vergangenheit ihren besonderen Beruf, ihre eigenthümliche Bahn. Jeder ist

die Freiheit, jeder die Pflicht gegeben nach dem höchsten Kranze zu ringen.

Aber ist nicht auch jede unserer Universitäten für sich berufen, ein Kampfplatz des Wetteifers zu sein? Werden nicht die Männer, denen das Lehramt anvertraut ist, je brüderlicher sie im Gefühle des gemeinsamen, hohen Berufs zusammenstehen, um so lebendiger mit einander wetteifern in Erweckung der Jugend, in Förderung der Wissenschaft? Ja dieser Wetteifer erstreckt sich weit über die Grenze des zeitlichen Zusammenlebens; denn die geistigen Genossenschaften gehen durch Generationen hindurch, und wenn die Hellenen ihre Heldengräber mit Kampfspielen ehrten, um zu zeigen, daß die Tugenden der Väter nicht mit ihnen in das Grab gesunken seien, so feiern wir das Gedächtniß der theuern Männer, die uns angehört haben, durch den Eifer ihre Tugenden fortzupflanzen, ihr Andenken lebendig zu erhalten und in ihre Arbeit rüstig einzutreten. Die Jugend aber — wie könnte sie aus so vielen Städten und Gauen des Vaterlandes hier zusammenströmen, ohne daß dadurch die in den Einzelnen schlummernden Kräfte zu gemeinsamem Streben geweckt, zum freudigen Wetteifer begeistert werden sollten!

An Eifer und Wetteifer fehlt es freilich nirgends unter den Menschen und von Jahr zu Jahr rennen sie mit steigender Ungeduld durch einander, damit Einer dem Andern den Preis abjage. Aber da handelt es sich um Gewinn und Besitz, um Ehre und Einfluß oder

eitlen Sinnengenuß; unser gemeinsamer Beruf fordert einen Wetteifer, wie ihn die Hellenen geübt haben, den Wetteifer, welcher in der freien Entfaltung aller Kräfte, im selbstverläugnenden Streben nach dem höchsten Ziele seine volle Befriedigung findet.

Daß ich am heutigen Tage gerade diese Richtung meinen Gedanken gegeben habe, kann Sie nicht befremden. Denn ich darf ja im Namen einer Universität reden, deren Gründung von dem hochherzigen Gedanken ausgegangen ist, daß ein deutscher Staat durch Zuwachs an Macht und Ehre zugleich die Verpflichtung empfange, in der Förderung deutscher Wissenschaft mit allen Nachbarstaaten zu wetteifern, einer Universität, welche den Gedanken ihres königlichen Gründers unter Gottes sichtlichem Segen verwirklicht, die, seit sie in die Schranken eingetreten ist, viel unverwelkliche Ehrenkränze gewonnen hat und mit den auserwähltesten Namen deutscher Nation verwachsen ist.

Ich brauche um so weniger zu besorgen, daß ich Fernliegendes zum Gegenstande dieser Rede gewählt habe, wenn ich bedenke, wie der König, welcher dem Gründer der Georgia-Augusta auch in der Liebe zu ihr nachgefolgt ist, seinen Geburtstag uns für alle Zeiten zum Festtage gemacht hat. Denn indem er diesen Tag zur Austheilung der erworbenen Preise wie zur Verkündigung neuer Preisaufgaben bestimmt hat, konnte er dabei doch keine andere Absicht haben, als die Idee des geistigen Wettkampfs, so zu sagen, mitten in unser Le-

den hineinzustellen und in jährlicher Feier immer von Neuem uns vor die Seele zu führen.

Wenn nun der Gedanke des königlichen Gründers sich also vererbt und in seinem erhabenen Hause sich bis heute so lebendig erhalten hat, wie wir es Alle hier mit ehrerbietigem Danke anerkennen, wenn eine erleuchtete Regierung den Ruhm der Georgia-Augusta wie das kostbarste Vermächtniß zu hüten und auf alle Weise zu fördern als eine ihrer heiligsten Verpflichtungen ansieht, so liegt es also nur an uns, daß die Zukunft unserer Universität ihrer Vergangenheit entspreche und daß wir dazu Alle, jung und alt, in freudigem Wetteifer das Unsere beitragen, dazu gebe Gott immer von Neuem aus seiner Stärke Kraft und Segen!

2.

Das Mittleramt der Philologie.

Jede Feier, welche den alltäglichen Gang unserer Beschäftigungen unterbricht, hat ihre wesentliche Bedingung in der Gemeinsamkeit. Denn es liegt jeder öffentlichen Feier das Bewußtsein zu Grunde, daß alles Gute und Schöne, zu dessen Verwirklichung der Mensch berufen ist, ihm erst dann recht gelinge, wenn er nicht mit vereinzelter Kraft seinem Ziele gegenüber stehe, sondern mit Anderen zu einem Vereine verbunden, in dessen Mitte alle Lebensthätigkeiten sich steigern und alle Einzelkräfte sich stärken, ordnen und veredeln. Im Anschlusse an ein größeres Ganze, an Haus und Stamm, an Staat und Kirche, ist das Beste, was Menschen gelungen ist, zu Stande gekommen. Das ist die Ueberzeugung, welche jeder Festtag neu beleben und stärken soll. Denn bei den selbstischen Trieben, welche unserer Natur eingepflanzt sind, regen sich überall die Sondergelüste, die lauernden Feinde jeder größeren Gemeinschaft.

Darum hat man zu allen Zeiten den geordneten Staat als das Schwierigste und Größte betrachtet, was menschliche Weisheit hervorbringen kann, weil in ihm eine Menge

eigenwilliger Persönlichkeiten in einen höheren Gesamtwillen aufgehen, und die Alten haben diese sittliche Grundlage politischer Vereinigung in dem schönen Worte ausgedrückt, daß es die Freundschaft sei, welche den Staat zusammenhalte.

Wenn nun schon im großen Kreise der Staatsgemeinschaft diese einträchtige Gesinnung so unentbehrlich ist, wie im Chorgesange die Harmonie der Stimmen, wie viel mehr in dem engen Kreise von Berufsgenossen, die täglich für einen gemeinsamen Zweck mit einander arbeiten, die recht eigentlich dazu berufen sind, sich gegenseitig zu ergänzen und mit Rath und That einander nahe zu sein! Wahrlich, hier ist die gegenseitige Befreundung nicht nur ein anmuthiger Schmuck, nicht nur das Ehrenkleid der Anstalt, sondern ihr Lebensprincip, dessen Verläugnung ihr Gedeihen sofort gefährden würde. Dies fühlen wir Alle, und nirgends scheint mir eine Beweisführung dieses Satzes weniger am Orte zu sein, als in der Aula unserer Universität, welche, so lange sie besteht und blüht, diese geistige Genossenschaft als ihr bestes Gut erkannt und gepflegt hat. Sie ist der Boden, aus dem wir Kraft entnehmen, so oft wir ihn berühren; sie ist die Lebensluft, in der wir uns stärken und erfrischen, und je weniger es bei uns, wie etwa zwischen Haus- und Familiengenossen, ein angeborenes und instinktartiges Gefühl ist, das uns verbindet, um so mehr soll es ein freies, sittliches und bewußtes sein, ein Gefühl des geistigen Zusammenhanges, in welchem wir, wenn auch aus Nord

und Süd und unter Einwirkung vieler scheinbarer Zufälligkeiten hier vereinigt, dennoch des festen Glaubens sind, daß Jeder von uns auch nach einer höheren Ordnung der Dinge an seinem Platze stehe und unter den gegebenen Verhältnissen mit seinen Amtsgenossen zu wirken berufen sei. Auf diesem Gefühle des Zusammenhangs und der brüderlichen Einigkeit beruht das Wohl des Ganzen wie das aller einzelnen Theilnehmer, und jede Universitätsfeier fordert uns auf, von Neuem zu reiner Harmonie die Saiten zu stimmen.

Aber es wäre doch nicht wohl um unser Gemeinwesen bestellt, wenn diese Harmonie nur auf der Stimmung des Wohlwollens und auf der Freude an einem vertraulichen Zusammenleben beruhte; sie muß einen andern, einen breiteren und festeren Boden haben, und zwar im Gegenstande des Berufs, in der Wissenschaft selbst, deren Pflege uns verbindet. Das Wesen einer deutschen Universität beruht auf der Auffassung der Wissenschaft als eines Ganzen; es steht und fällt mit dieser Auffassung.

So wenig aber auch diese Wahrheit in ihrer allgemeinen Geltung angefochten wird, so schwierig ist ihre Verwirklichung, und diese Schwierigkeit — wer fühlt es nicht? — wächst von Tage zu Tage. Die Alten hatten noch das schöne Vorrecht, das menschliche Wissen als einen Schatz zu betrachten, dessen Aneignung dem Einzelnen gelingen könne, und in ihren Sprachen wird die Wissenschaft als eine einheitliche bezeichnet. Seitdem aber nach Zersprengung der mittelalterlichen Formen die Wissen-

schaft eine neue und freie Entwickelung genommen hat, ist auch auf ihrem Gebiete die Theilung der Arbeit immer nothwendiger geworden, immer engere Felder sind mit scharfen Linien umgränzt; jeder einzelne Zweig hat eine besondere Geschichte und Litteratur und nimmt ein ganzes, arbeitsvolles Menschenleben in Anspruch. Auf dieser Arbeitstheilung beruht, wie Niemand verkennen kann, die ganze Bedeutung der wissenschaftlichen Leistungen in den einzelnen Fächern, und doch steht ein großes, wichtiges Gut dabei auf dem Spiele. Diese Gefahr wird gefühlt; es wird beklagt, daß die Gelehrten mehr neben einander, als mit einander arbeiten, daß sie sich in ihren Einzelfächern immer strenger und enger absondern, daß die Scheidewände immer höher und undurchsichtiger werden. Die wissenschaftlichen Organe, welche zu großem Nutzen nationaler Bildung unter Betheiligung der hervorragendsten Männer unseres Volks die gemeinsamen Interessen wissenschaftlicher Bildung vertraten, sind nach einander verstummt; alle Versuche sie durch neue zu ersetzen sind gescheitert, und wie die Gelehrten mehr als sonst ihre besonderen Wege gehen, so wirkt dies auch auf die Jugend zurück, welche frühzeitig anfängt, die besonderen Kenntnisse ihres Studienfachs allein in das Auge zu fassen, ohne den allgemeinen Wissenschaften die Aufmerksamkeit zu widmen, welche früher als Bedingung jeder höheren Bildung angesehen wurde.

Die Klage über die zunehmende Entfremdung unter den Wissenschaften bezeugt, wie tief in uns das Bedürf-

niß wohnt, sie als ein Ganzes anzusehen. Wir können dies Gefühl ein philosophisches Bedürfniß nennen; es ist ein Streben nach allgemeinen Wahrheiten, das nicht bloß in einzelnen, unstäten Erscheinungen auftritt und nicht bloß als ein besonderes Fach neben den anderen sich geltend macht, sondern wie ein Grundton alle tiefere Forschung begleitet; ein Streben, das sich nicht zufrieden giebt bei dem Erfolge einzelner Facharbeiten und bei der Lösung bestimmter Probleme, sondern aus den entlegensten Gebieten der Forschung die Gedanken immer wieder heimführt zu dem gemeinsamen Ursprunge alles Denkens und Forschens, wo die höchsten Fragen des menschlichen Geistes auch die nächsten sind.

Wollen wir dies Gefühl schelten oder als eine Schwäche verurtheilen? Gewiß nicht; denn wenn unserm Volke ein besonderer wissenschaftlicher Beruf zu Theil geworden ist, so liegt er am deutlichsten in dieser geistigen Ungenügsamkeit bezeugt, in diesem Durste nach Erkenntniß, welcher im Einzelnen keine Befriedigung findet. Denn wie aus enger Stubenluft der gesunde Mensch sich hinaussehnt in die freie Atmosphäre, wo er tiefer und voller Athem holen kann, so hat auch der Geist ein gerechtes Bedürfniß, aus dem umgränzten Fache, in das er sich mit aller Kraft vertieft hat, zur Erkenntniß des großen Zusammenhangs der Dinge vorzudringen. Darin liegt die Bewahrung vor einem handwerksmäßigen Betriebe der Wissenschaft, darin zugleich das nationale Gepräge und die Weihe deutscher Wissenschaft.

Wenn also dies allgemeine wissenschaftliche Streben ein philosophisches ist, so könnten wir wohl das alle Universitätsstudien Verbindende, nach dem wir suchen, mit keinem treffenderen Namen bezeichnen, als mit dem der Philosophie, und wer würde sich sträuben seine besondere Wissenschaft der Weisheitsliebe unterzuordnen, welche wir als Anfang und Ende, als Keim und Blüthe aller menschlichen Forschung ansehen müssen?

Diese Philosophie kann aber, wenn sie in der That das aller Einzelforschung zu Grunde liegende, allgemeine wissenschaftliche Bewußtsein aussprechen, wenn sie das todte und gleichgültige Nebeneinander der einzelnen Fächer zu einem lebendigen und organischen Ganzen verbinden soll, nicht eine solche sein, welche vornehm und spröde den andern Fächern gegenüber steht und die Wahrheit ausschließlich in einer bestimmten Lehrform geltend machen will. Denn dogmatischer Eigensinn ist dasjenige, was gewiß am allerwenigsten geschaffen ist, Verschiedenartiges zu verbinden und Gegensätze zu versöhnen. Denn er ist seiner Natur nach unverträglich und reizt zum Widerspruche; die Freiheit unbefangener Forschung fühlt sich gefährdet und verletzt, wenn die Philosophie derselben gewisse Formen aufnöthigen, ja wohl gar ihre Resultate aus höheren Standpunkten voraus bestimmen will, so daß dem Fachgelehrten die unwürdige Stellung zugemuthet wird, daß er handwerksmäßig die Aufgaben nachzurechnen habe, welche eine divinatorische Intelligenz schon gelöst hat.

Die leidenschaftliche Stimmung, mit welcher sich die Wissenschaften gegen jede Bevormundung dieser Art aufgelehnt haben, ist noch nicht verschwunden; die Philosophie aber hat längst andere Wege eingeschlagen, und jener Mann selbst, welcher zuletzt mit dem königlichen Ansehen des Weltweisen unter uns wandelte, hat in ernstem Schweigen, dessen Siegel erst der Tod gelöst hat, sein halbes Leben darauf hingewendet, durch die Geschichte des menschlichen Geistes den Geheimnissen der Philosophie näher zu kommen.

Die gestörte Eintracht zwischen der Philosophie und den anderen Wissenschaften konnte in der That nicht besser und fruchtbarer wieder hergestellt werden, als indem sie ihre Aufgabe darin erkannte, die Thatsachen zu begreifen, die Thatsachen in der Geschichte des menschlichen Geistes, indem sie der Entwickelung des denkenden Bewußtseins durch alle Stufen nachdenkend folgt, andererseits die Thatsachen der natürlichen Welt, indem sie die den flüchtigen Erscheinungen zu Grunde liegenden Gesetze aufspürt und der Arbeit des Forschers mit fördernder Theilnahme zur Seite geht, einseitigen Richtungen und Abwegen vorbeugend, überall vom Einzelnen den freien Blick zur Erkenntniß des Allgemeinen hinwendend. So schließt sich die Philosophie, welche das wissenschaftliche Bewußtsein jeder Zeit zu klarem Selbstbewußtsein zu führen berufen ist, derjenigen Richtung an, die wir mit gutem Rechte als die Hauptrichtung der heutigen Wissenschaft bezeichnen dürfen, ich meine die geschichtliche; ein

Ausdruck, welchen wir um so mehr berechtigt sind, auf die beiden großen Hälften des menschlichen Wissens auszudehnen, als unsere Sprache selbst das Wort Geschichte auf das Gebiet der Naturwissenschaften überträgt.

Die Theologie kennt keine höhere Aufgabe, als die Geschichte des Reiches Gottes zu begreifen; die Rechtswissenschaft kennt kein Recht als das geschichtlich gewordene; die Medicin hat, so weit sie theoretische Wissenschaft ist, kein anderes Ziel, als das mit den Naturwissenschaften gemeinsame, in die Geschichte der Schöpfung einzudringen. Kurz, so viel Gruppen von Thatsachen es giebt, welche einen geschlossenen Kreis bilden und eine besondere Forschung in Anspruch nehmen, so vielfach gliedert sich die große Wissenschaft, und mögen nun diese Thatsachen in der Entwickelung des menschlichen Geistes vorliegen oder in der Bewegung der Gestirne, in Raum- und Zahlverhältnissen, in dem beseelten Organismus, in den irdischen Stoffen oder in den unsichtbar wirkenden Kräften der Natur, ein Streben geht durch alle Forschung hindurch, in dem Gegebenen den Grund des Seins, in den Bewegungen den Trieb, in den Erscheinungen die Ursache, in dem Zufälligen den einwohnenden Zweck und in dem Vereinzelten den Zusammenhang zu erkennen. In diesem Sinne geht alles wissenschaftliche Forschen in Menschen- und Naturgeschichte auf.

Wenn nun eine Wissenschaft vor allen anderen Geschichte heißt, so hat dies darin seinen Grund, daß uns

hier die Geschichte werdend entgegentritt, daß wir Menschen selbst mit allem, was wir sind, in diesem Werden mitten inne stehen, und wie der Mensch dem Menschen näher ist als Thier und Pflanze, von denen er sich nährt, als die Luft, in der er athmet, so ist auch seine Geschichte zu kennen unser nächstes und tiefstes Bedürfniß. Die Beziehung zu ihm bleibt doch auch in aller Naturbetrachtung das Ziel der Forschung; denn jedes erkannte Naturgesetz ist doch nichts Anderes, als das Durchbrechen einer Schranke, welche den Menschengeist hemmend umgiebt, eine neue Verbindung und Versöhnung zwischen der Masse des Stoffs und dem lebendigen Geiste, welcher aus göttlichem Odem im Menschen lebt. Und so gewiß wie jeder Einzelne ein Glied des großen Geschlechts ist und sich selbst nur verstehen kann im Zusammenhange des Ganzen, so ist das Zurückgehen in die Geschichte der Menschheit für Jeden unter uns ein Besinnen auf sich selbst, ein Vertiefen des eigenen Bewußtseins, eine Aneignung dessen, was von Rechtswegen sein Eigenthum ist. In der geschichtlichen Forschung entfaltet der Menschengeist seine erfolgreichste Thätigkeit; er vernichtet die Schranke, welche die kurze Spanne eines Einzellebens von dem Vorangegangenen trennt; er rettet aus der Zeiten Fluth, was nicht für einen vorübergehenden Augenblick, sondern für alle Jahrhunderte Bedeutung hat. Er begnügt sich nicht allgemeine Gesetze zu erkennen und den zerrissenen Zusammenhang der Erinnerung wieder herzustellen, sondern mit schöpferischer Kraft, welche zu der Forschung

hinzutreten muß, weiß er das Todte zu erwecken und das Verblichene mit neuem Leben zu beseelen, so daß die edelsten Geister, welche Spuren ihres Wirkens zurückgelassen haben, wie Zeitgenossen um uns stehen und gleichsam in vertraulichem Wechselgespräche mit uns verkehren.

Eine solche Geschichtsforschung kann keine isolirte Stellung neben den anderen Wissenschaften einnehmen, sondern wie jedes Studienfach seine nahe Beziehung zum Menschen und seiner Geschichte hat, so kann auch der Historiker, wenn er sich nicht mit Erzählung äußerlicher Begebenheiten begnügen will, seiner hohen Aufgabe nicht genügen, ohne mit freiem Blicke das ganze Menschenleben zu umfassen und so überall die Gebiete der andern Wissenschaften, der Rechtswissenschaft, der Theologie, wie der Naturkunde zu berühren.

Nur ein Theil der Menschengeschichte scheint ein ganz abgeschlossener zu sein, ein nach Raum und Zeit abgelegenes Gebiet der Forschung, ich meine die Geschichte des Alterthums, dessen Völker und Staaten fast spurlos vorübergegangen sind. Seitdem aber ist, wie uns unsere Jahresrechnung täglich ins Gedächtniß ruft, ein neuer Anfang gemacht worden, und was jenseits desselben liegt, scheint mehr als alles Andere dem Sonderinteresse eines einzelnen Fachs anheim zu fallen.

Und doch ist es so ganz anders! Dennoch ist gerade dieser Theil der allgemeinen Geschichtskunde bei dem Auseinandergehen der Universitätsstudien, wie mir scheint, vor-

zugsweise berufen, ein Band des Einverständnisses und ein Mittelpunkt gemeinsamer Interessen zu werden.

Freilich ist ein Gegensatz da zwischen Antik und Modern; eine Kluft zwischen allem Vorchristlichen und Nachchristlichen, wie sie in der Geschichte nicht größer vorhanden ist. Aber gerade deshalb hat auch der Theil der Geschichte die größte Aufgabe, welcher jene getrennten Hälften zu verbinden und den Zusammenhang des geschichtlichen Bewußtseins, wo er am vollständigsten zerrissen scheint, wieder herzustellen hat. Denn wenn die Gegenwart ununterbrochen von der Vergangenheit zu lernen hat, so hat sie ohne Zweifel dort am meisten zu lernen und von dort am meisten einzutauschen, wo bei einem hohen und unerreicht gebliebenen Grade der Ausbildung alle Lebensverhältnisse von den unsrigen durchaus verschieden sind und ihnen fremd gegenüber stehen.

Aber die alte Welt ist uns keine ferne und fremde geblieben. Sie war verloren und ist wieder gefunden, und dies Wiederfinden der alten Welt ist eine Epoche in der neueren Culturgeschichte geworden. Dadurch ist die Menschheit nicht nur von Neuem in den Besitz reicher Güter eingesetzt worden, welche ihr abhanden gekommen waren, sondern es sind auch so viel neue Lebenskräfte geweckt und gelöst worden, daß dadurch an innerer Energie die Völker erstarkten und innerhalb ihrer eigenen Geschichte zu den größten Leistungen befähigt wurden.

Kein Volk hat sich diesen Segen so angeeignet, wie das deutsche, und seine bedeutendsten Thaten auf dem Gebiete der geistigen Entwickelung, die That der Reformation wie die Vollendung seiner nationalen Litteratur, beruhen auf der Befruchtung, welche der deutsche Geist aus dem Alterthume gewonnen hat. Der Geist des Alterthums ist eine Macht der Gegenwart, eine überall nahe und einflußreiche. Wir ahnen es selbst kaum, wie die Perioden, in denen wir denken und schreiben, die Bilder der Sprache, die wir anwenden, wie der Maßstab unserer Beurtheilung geistiger Erzeugnisse, wie die Formen der Gebäude und Gefäße, wie Kunst und Handwerk unter dem Einflusse jenes Geistes stehen. So ist es allmählich dahin gekommen, daß kein Theil der Menschengeschichte uns näher und innerlich verwandter ist, als das klassische Alterthum.

Diesen Zusammenhang zu erweisen ist auf einer deutschen Universität am wenigsten nöthig, weil hier bei den Lehrern wie bei den Jüngern der Wissenschaft die klassische Bildung der gemeinsame Boden ist, auf welchem sie alle stehen. Aber sie wird nicht nur als die nothwendige Vorbedingung aller Gelehrsamkeit vorausgesetzt, um dann bei Seite gelegt zu werden, sondern es werden fast in allen Fächern die Gelehrten durch eigene Forschung in das Alterthum zurückgeführt, wo alle Wissenschaft zu Hause ist.

Selbst die Theologie kann das heidnische Alterthum nicht verabsäumen, wenn sie, wie es ihre Aufgabe sein

muß, die Entwickelung des religiösen Bewußtseins im ganzen Verlaufe der Menschengeschichte zu verfolgen sucht. Hat man doch längst der oberflächlichen Ansicht entsagt, nach welcher die alten Völker sich gleichgültig gegen das Göttliche verhalten haben sollen, nach welcher ihre Götter nur Spielzeuge der Phantasie und die mächtigste Kraft, welche eine Menschenbrust beseelen kann, die des religiösen Glaubens, ihnen fremd gewesen sein soll. Die Gegensätze im Gottesbewußtsein sind auch in der alten Welt das bewegende Princip der Geschichte gewesen; sie sind es, um deren willen die Völker auseinander gegangen sind und die Sprachen sich gespalten haben. Auch im heidnischen Alterthume erkennen wir die verschiedenen Stufen einer reineren Anschauung des Göttlichen, eines Abfalls zum Götzendienste und der aus dem Götzendienste zum unsichtbaren Gotte zurückstrebenden Sehnsucht edlerer Geister. Auch die klassische Welt hat ihr Prophetenthum; sie hat ihre Ahnungen und Anschauungen, welche erst auf einer höheren Stufe ihre Berechtigung und Erfüllung erlangt haben; es ist, wie der Apostel sagt, der Schatten von dem, was zukünftig war.

Wenn ich aber versuche, der Alterthumskunde unter den geschichtlichen Wissenschaften vorzugsweise den Beruf der Vermittelung zwischen den verschiedenen Studienfächern zuzueignen, kann es nicht meine Ansicht sein, daß sie selbst in vornehmer Abgeschlossenheit inmitten der Wissenschaften throne, den anderen unentbehrlich, sich selbst genügend. Freilich hat sie, wie jede Wissenschaft,

ihre besondere Technik und Methode, deren sorgsame Pflege eine ihrer wichtigsten Aufgaben ist, weil sonst Unordnung und Verwilderung eintritt. Aber daneben hat sie, wie die andern Fächer, ja, ich darf wohl sagen, mehr als alle andern das Bedürfniß eines lebendigen Verkehrs mit den übrigen Zweigen der Gelehrsamkeit.

Denn zunächst, wenn die Philologie sein will, was ihr schöner Name aussagt, Liebe zum Logos, d. h. zu der im Worte sich kundgebenden Thätigkeit des menschlichen Geistes, kann sie dann gleichgültig bleiben gegen das Schöne und Bedeutende, welches in späteren Jahrhunderten dem schöpferischen Menschengeiste gelungen ist? Muß sie nicht streben, den Sinn für künstlerischen Ausdruck des inneren Lebens durch Vergleichung der verschiedensten Leistungen aller Völker und Zeiten auszubilden, und sind nicht in der That für Ilias und Odyssee die Nibelungen und Gudrunlieder ein Schlüssel des Verständnisses geworden, um die ihrer Entstehung nach geheimnißvollste aller Dichtungsarten, das volksthümliche Epos, zu begreifen? Ja die Philologie wird, indem sie die Klänge alter Zeit mit ganzer Seele sich und der Gegenwart aneignet, unwillkürlich zum Nachschaffen und Nachdichten angeregt. Sie muß also von den Dichtern des eigenen Volks die Herrschaft der Sprache lernen; sie muß selbst kunstbewußt und kunstbegabt sein, um die Trümmer der alten Poesie zu beleben, sie hinüber zu tragen in unsere Welt, und nicht bloß um die verlorene Schöne zu klagen, sondern das Wesen antiker Kunst, den

im gebundenen Worte ungebundenen Geist kräftig und lebendig darzustellen.

Wenn sich aber die Philologie eine weitere Aufgabe stellen muß, als das Vermächtniß der alten Litteratur zu hüten, wenn sie das Leben der alten Welt im ganzen Umfange zu umfassen strebt, und zwar nicht aus einem Gefühle der Ueberhebung und des Uebermuths, wie es die Alten im Bilde des Ixion darstellten, sondern aus der Ueberzeugung, daß sich das Alterthum nicht stückweise begreifen lasse: tritt sie da nicht mit allen Gebieten neuerer Wissenschaft in eine vielseitige und fruchtbare Verbindung? In anderen Gebieten geschichtlicher Forschung ist eine fachmäßige Abgränzung der verschiedenen Seiten des Menschenlebens nothwendig geworden. Die Philologie kann in ihrem Bereiche keine Schranken anerkennen, welche Litteratur und Staatsleben, Recht und Religion von einander trennen. Sie wird, wenn sie durch die Straßen von Rom und Athen wandert, auf jedem Schritte an die verschiedenartigsten Beziehungen des menschlichen Lebens erinnert. Sie kann an den Altären nicht vorübergehen, ohne der Geschichte des religiösen Bewußtseins nachzusinnen; sie kann den Berathungen der Volksversammlungen, den Abstimmungen der Geschwornengerichte nicht beiwohnen, ohne den Trieb zu empfinden, auch neuere Rechtsordnungen kennen zu lernen; sie muß sich durch Beobachtung und Erfahrung in Stand setzen, ein Bild bürgerlicher Zustände zu entwerfen, auf daß die Geschichte des Alterthums nicht wie ein Schattenspiel

erscheine, sondern seine Helden vor uns handeln wie Menschen von Fleisch und Blut in menschlicher Gesellschaft.

Darum ist für philologische Studien nichts hemmender, als die Stubenluft beschränkter Fachkenntniß, nichts nothwendiger und heilsamer, als eine ausgedehnte Kunde menschlicher Dinge, und ein guter Philologe muß mit den Alten sagen, daß ihm nichts Menschliches ferne stehe. Besser als alles Andere beweist dies die Geschichte der Wissenschaft. Denn aus keinem anderen Grunde erkennen wir in Scaliger den größten Philologen, als weil er der italiänischen Einseitigkeit gegenüber seinen hellen und freien Blick auf alle geistigen Interessen ausdehnte, und während er an den religiösen Bewegungen seiner Zeit und seiner Nation mit Herz und Kopf vollen Antheil nahm, in unermüdlicher Forschung Morgen- und Abendland, Bibel und Klassiker, Grammatik und Sachkunde, Textkritik und chronologische Geschichte in urkräftigem Geiste umfaßte.

Seit Wiederherstellung der Wissenschaften sind die größten Resultate immer durch die Verbindung verschiedener Fächer gelungen. In Scaliger's Vaterlande haben die vereinten Bestrebungen von Jurisprudenz und Philologie den Grund gelegt zu einem großartigen Aufbaue der römischen Alterthümer. So wie sich die Philologie von diesen weiteren Gesichtspunkten zurückzog, sank sie zu den Leistungen eines kleinmeisterlichen Sammelfleißes hinab, bis in neuer Zeit durch Niebuhr und

Savigny die alte Vereinigung wieder hergestellt wurde, um in kurzer Zeit Außerordentliches zu leisten. Niebuhr's Geist hat die ganze Philologie mit neuen Lebensströmen befruchtet, weil er in ihr Gebiet mit dem umfassenden Blicke des Staatsmanns und Historikers hineintrat, und die außerordentlichen Leistungen des Mannes, dessen Jubelfest neulich auch unter uns mit freudiger Theinahme gefeiert worden ist, beruhen sie nicht vorzugsweise darauf, daß er Gesichtspunkte, welche dem engeren Kreise philologischer Gelehrsamkeit ferne lagen, zum ersten Male geltend gemacht, daß er sich nicht begnügt hat, mit dem Auge des Enthusiasmus die alte Welt zu betrachten, sondern auch die materiellen Grundlagen der alten Staaten an das Licht gestellt und so eine antike Staatswirthschaftslehre begründet hat, an deren Möglichkeit vor ihm kaum Einer gedacht hatte, daß er mit dem Geiste des Historikers die verwitterten Steinschriften der Hellenen zu einem zusammenhängenden Urkundenwerke, zu einem Archive hellenischer Geschichte vereinigt, daß er endlich mit dem feinen Sinne eines Mathematikers die Zahl erfaßt hat, wo sie in Leben, Kunst und Wissenschaft eine maßgebende Bedeutung hatte, daß er Maß und Gewicht den Alten nachgewogen und nachgerechnet und so eine völkerverbindende Kette, welche vom Euphrat bis zum Tiber reicht, wieder hergestellt hat?

So reich belohnt die Philologie den, welcher mit edler Geisteskraft neue Hülfsquellen der Forschung ihr eröffnet; denn so reich sie in sich ist, so kann sie doch ihrer

Natur nach den anregenden Verkehr mit anderen Wissenschaften nicht entbehren. Im Gefühle dieser Bedürftigkeit erhält sie sich frisch und lebendig; dieser Austausch ist die Bürgschaft ihres Fortschritts, die Quelle ihres Reichthums. Es ist ein Reichthum, welcher nicht zur Selbstüberschätzung und zum Wissensdünkel führen kann. Denn je freier der Umblick, je höher die Gesichtspunkte, je umfassender die Forschung, um so mehr wird sie zu dem Geständnisse genöthigt:

Unser Wissen ist nichts; wir horchen allein dem Gerüchte.

Der Hochmuth des Wissens ist vielmehr dort zu Hause, wo eine beschränkte, einseitige und engherzige Richtung vorherrscht.

Aber auch in sich selbst enthält die Philologie Manches, was ihr die Fähigkeit und den Beruf giebt, zwischen den verschiedenen Zweigen der Gelehrsamkeit ein verbindendes Glied zu sein. Ich denke zunächst an den Gegensatz zwischen Geschichte und Naturkunde, d. h. zwischen dem Gebiete menschlicher Freiheit und dem der natürlichen Nothwendigkeit. Freilich sind es auch im Alterthume freie und sittliche Mächte, welche die Welt bewegen. Aber dennoch, wer will es leugnen, daß hier die Geschichte viel mehr Verwandtschaft mit einem natürlichen Prozesse hat? Denn erstens liegen hier die Entwickelungen geschlossen vor, und wir können die Gesetze nachweisen, nach denen die Völker groß geworden und wieder zurückgegangen sind. Und dann war die ganze alte Welt

mehr dem natürlichen Leben hingegeben, und erst nachdem sie ihr Leben vollendet hatte, ein Volk nach dem andern, und mit dem großen Reichscensus unter Kaiser Augustus das individuelle Leben der einzelnen Völker gleichsam officiell aufgehoben war, da traten die göttlichen Kräfte in das Menschenleben hinein, und seit dem ersten Pfingstfeste wirkt ein Geist auf Erden, der unberechenbar in seiner Kraft die Menschen nicht mehr zurücksinken läßt in den Bann der Natur, in die Knechtschaft des natürlichen Werdens und Vergehens. Seitdem ist also ein anderer Maßstab für die Geschichte da, weil ganz neue Factoren in dieselbe eingetreten sind. Menschen und Völker können wiedergeboren werden und die Bedeutung ihres Daseins hängt wesentlich davon ab, wie weit sie sich die dargebotenen Heilskräfte der übersinnlichen Welt aneignen.

Ohne die Weihe zu verkennen, welche dadurch das Menschengeschlecht und seine Geschichte empfangen hat, dürfen wir doch behaupten, das die vorchristliche Zeit ein ganz besonderes Interesse hat, indem sie uns die Geschichte in ihrer rein menschlichen Gestalt vor Augen führt und weil die betrachtende Wissenschaft ihr Ziel hier am vollständigsten erreichen kann. Derselbe Gott, der heute regiert, hat auch die alte Welt gelenkt, er hat sich auch ihr bezeugt und hat seinen Geist aufleuchten lassen in Sokrates und Plato, aber er hat die Völker ihre Wege dahingehen lassen, auf daß sie in der verschiedensten Weise zeigen sollten, was aus natürlicher Kraft der Mensch vermöge.

In dieser Beziehung glaube ich von einer Analogie reden zu dürfen, welche zwischen der Geschichte der alten Völker und der Naturkunde besteht. Die Völker sind Kinder ihres Landes. Die Begabung des Bodens, die Beschaffenheit der Atmosphäre, die Verhältnisse der Temperatur, die Nähe oder Ferne des Meeres, die Form der Küste sind maßgebende Bedingungen der Volksgeschichte. Ein Athen ist nicht denkbar als an dem Platze, wo es die Hellenen gegründet haben, nur in dieser Luft, auf dieser Halbinsel, in der Nähe dieser marmor- und silberhaltigen Gebirge. Auch die Hauptplätze neuer Cultur werden immer einen Theil ihrer Bedeutung der natürlichen Lage verdanken, aber jeder Fortschritt der Cultur ist eine Befreiung von diesen Bestimmungen, ein Zurückdrängen der natürlichen Einflüsse, eine Entfesselung des Geistes.

Während nun die älteren Völker des Alterthums in jener natürlichen Gebundenheit mehr oder weniger geblieben sind, haben sich die klassischen Völker zu einer Freiheit des geistigen Lebens erhoben, welche innerhalb der gegebenen Beschränkung das höchste Maß reicher Entfaltung gewonnen hat. Hier also finden wir den vollen Reiz freier Geschichtsentwickelung mit der Klarheit und Uebersichtlichkeit eines organischen Lebens und der Nothwendigkeit eines Naturprocesses verbunden.

Ja, auch der wichtigste Gegenstand aller Philologie, der Schlüssel jedes Verständnisses und zugleich das unergründliche Gebiet tiefster Forschung, die Sprache, — steht sie

nicht recht eigentlich in der Mitte zwischen Geschichte und Naturkunde, ist sie nicht beiden Gebieten der Wissenschaft innerlich verwandt? Auf der einen Seite ein natürlich Gewordenes, das keines Menschen Witz ersonnen und gebildet hat, das aus der Natur des menschlichen Wesens mit Nothwendigkeit hervorgeht und dessen Gestaltung von der Willkür des Einzelnen eben so unabhängig ist, wie der Organismus des Leibes und wie der Bau der Pflanze; auf der anderen Seite aber eine freie That des Geistes, welcher nirgends den Stoff selbstständiger zu beherrschen scheint. Darum giebt es kein treueres Abbild des Volks- und Menschengeistes als die Sprache; mit der Feststellung seiner Sprache beginnt die selbstständige Geschichte jedes Volks, und der Einzelne bekundet seine geistige Reife, indem er der Sprache mächtig ist. So wunderbar vereinigt sie in sich das Wesen freier Selbstbestimmung und natürlicher Entwickelung, so durchdringt sich in ihr Freiheit und Nothwendigkeit.

So ist, glaube ich, die Philologie auch durch die Natur ihrer Objecte zu einer vermittelnden Stellung zwischen den Studienfächern der Universität berufen, und da es sich hierbei nicht um Vorrang und Vorrechte handelt, sondern nur um die Gunst einer allseitigen Theilnahme, so dürfte ich wohl hoffen keinem Widerspruche zu begegnen, wenn nicht vielleicht ein Punkt mit scheinbarer Gültigkeit mir entgegen gehalten werden sollte.

Alle Achtung, sagt man den Philologen, vor euren Studien; unschätzbar ist ihre sorgsame Pflege, um unsere

Jugend zu wissenschaftlichem Streben heranzubilden. Aber ihr könnt es Niemand verargen, wenn sich das vorwiegende Interesse den Wissenschaften zuwendet, welche jetzt in voller Entwickelung vorwärts schreiten. Man muthet also der Philologie eine bescheidene Zurückhaltung zu; man weist ihr gleichsam einen anständigen Witwensitz an mit allerlei nützlichen Beschäftigungen für ihre alten Tage. Das Alterthum liegt ja abgeschlossen hinter uns. Man darf es nicht ungestraft bei Seite lassen, man soll fortfahren die Classiker zu lesen, zu erklären und zu verbessern; aber wo ist da Gelegenheit zu neuen Ergebnissen der Wissenschaft, welche im Stande wären eine allgemeine Theilnahme zu erwecken?

Freilich ist das Alterthum etwas Abgeschlossenes und hinter uns Liegendes, aber das Alte ist darum nicht abgethan. Die Berge stehen da seit den Tagen der Schöpfung und doch findet man immer neue Metalladern und neue Schätze, welche den Menschen unerwartete Dienste leisten. Wer sagt euch denn, daß die Schachte des Alterthums erschöpft seien? Wie die Natur nach den verschiedenen Fragestellungen immer andere Antworten giebt, in sich ein ewig Gleiches und doch jeder Generation ein Anderes und Neues, so auch das Alterthum, dessen Auffassung von der geistigen Richtung jedes Zeitalters wesentlich bedingt ist.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als sich in Deutschland eine Nationallitteratur bildete, wurde auch das Alterthum neu erfaßt und die Kunstwerke, längst zur

Anschauung ausgestellt, fingen an zu reden. Als dann am Ende des Jahrhunderts die ungeheure Erschütterung der gesellschaftlichen Ordnung die Geister aller Orten aus gewohntem Treiben erweckte, als Alles in Frage gestellt wurde, was bis dahin gegolten hatte, da konnte auch der Wissenschaft nirgends mehr das Oberflächliche genügen, nirgends das Herkömmliche und Angenommene als solches sich behaupten. Mit der Gegenwart veränderte sich auch das Alterthum, und das Rom, welches aus den Niebuhrschen Forschungen auftauchte, war wie eine neue Welt, von welcher in den alten Thesauren nichts zu finden war.

Nun verband sich mit der Tiefe der Forschung von neuem die Weite der Umsicht. Denn wie es dem Wanderer geht, welcher in der Morgendämmerung ein Gebirgsland überblickt: erst sieht er nur vereinzelte Spitzen, welche in das Sonnenlicht hervorragen wie Inseln im Meere; aber wie die Sonne steigt, so treten allmälich die Bergjoche hervor, dann auch die tieferen Thäler mit den Schluchten und Wegen, welche die Gipfelhöhen unter einander verbinden, und endlich liegt die Gegend in großem Zusammenhange dem Auge unverschleiert vor: so ist es auch mit dem Alterthume gegangen. Denn es ist nicht lange her, seit Rom und Athen auf einsamen Höhen lagen, wie unvermittelte Wundererscheinungen, während jetzt immer deutlicher ein großer Zusammenhang zu Tage tritt; eine allgemeine Geschichte der alten Welt, von welcher man vor Kurzem noch keine Ahnung hatte.

Ein solcher Fortschritt war nicht anders möglich, als durch Auffindung neuer Erkenntnißmittel, welche der Geschichtskunde eben so wesentliche Dienste leisten, wie der Naturwissenschaft die Erfindung neuer Instrumente. Namentlich sind die Sprache und die Denkmäler als neugewonnene Geschichtsquellen zu betrachten. Denn seit man in der Sprache einen natürlichen Organismus erkannt hat, ist sie nicht nur des einzelnen Volkes älteste Urkunde, sondern weit über seine Geschichte hinaus reicht nun die urkundliche Kenntniß; der Stammbaum der Völker kann mit immer größerer Vollständigkeit und Sicherheit wieder hergestellt werden und durch die vergleichende Sprachwissenschaft ist nicht nur in den großen Zusammenhang der Menschengeschlechter ein neuer Blick eröffnet, sondern auch in die natürliche Beschaffenheit und die Eigenthümlichkeit der einzelnen Völker.

Die andere Erkenntnißquelle finde ich in den Denkmälern des Alterthums. Nur der Stumpfsinn kann es einen Zufall nennen, daß erst die Schätze der alten Litteratur wieder aufgefunden sind und dann, als diese zum großen Theil verarbeitet waren, die Masse der Denkmäler mit dem Boden, welchem sie angehören. Der tiefer Schauende muß darin eine Vorsehung anerkennen, deren Verständniß uns die Bürgschaft giebt, daß auch das wissenschaftliche Leben und Fortschreiten der Menschheit nach göttlichen Plänen geleitet wird.

Wenn nun in Folge großartiger Entdeckungen fast alle Hauptstätten der alten Geschichte wieder aufgefunden

worden sind, wenn der Gang der alten Cultur in den religiösen Urkunden von Indien und Iran einen Anknüpfungspunkt gewonnen hat, wenn die Cultur von Babel und Assur aus dem Schutthaufen Mesopotamiens wieder aufgetaucht ist, wenn die persischen Reichsurkunden in Bild und Schrift uns deutlich vorliegen, wenn Aegypten mit dem starren Ernste seiner viertausendjährigen Geschichte an das Tageslicht getreten und dadurch nicht nur ein breiter und tiefer Hintergrund gewonnen ist für Griechenland und Rom, sondern auch die Quelle mannigfaltiger Cultur, die aus jenen Ländern geflossen ist, sich nachweisen läßt: so darf sich die Alterthumswissenschaft wohl neben die Naturwissenschaften stellen; denn den wissenschaftlichen Werth der Entdeckungen wird an dieser Stelle Niemand von dem Gesichtspunkte praktischer Nutzbarkeit abhängig machen. Die historischen Wissenschaften vermögen freilich nicht unerkannte Kräfte aufzubieten, um dieselben als Sendboten und Lastthiere dem Menschen dienstbar zu machen, aber sie vertiefen des Menschen eigenstes Bewußtsein, indem sie die lebende Generation in Verbindung setzen mit verschollenen Thatsachen, die vor Jahrtausenden der menschliche Geist hervorgebracht hat.

Mühsam ringt die Wissenschaft mit dem aufgehäuften Stoffe; sie strebt darnach, die Wechselbeziehungen der verschiedenen Völkerracen und Einzelvölker der alten Welt zu enträthseln; sie sucht eine allgemeine Geschichte der Religion, der Cultur, der Kunst, der Schrift im Alter-

thume zu begründen, und von den großen Erweiterungen der historischen Kenntniß bleiben auch selbst die engsten Fachstudien des Philologen nicht unberührt. Schon können die Keilschriften auf dem heiligen Berge an der Ostgrenze Assyriens benutzt werden, um den Text Herodots festzustellen und zu erklären.

Wenn also das Interesse, das im Kreise der Universitätsstudien die Alterthumskunde in Anspruch nehmen will, von der Bewegung der Wissenschaft abhängig ist, so kann man dreist behaupten, daß an wichtigen Entdeckungen kein Theil der Geschichte in neuester Zeit reicher gewesen ist, daß keine so wie diese in gährender Bewegung und lebendigem Fortschritte begriffen ist.

Freilich giebt es eine Philologie, welche sich gegen alles neue Licht, das in ihre Bücherkammer fällt, absperrt und den engsten Kreis der Studien ängstlich innehält. Aber an unserer Universität ist von jeher die Philologie in anderem Sinne und größerem Stile gepflegt worden. In diesem Sinne ist sie hier von Geßner begründet worden, der schon mit sicheren Zügen die weite Aufgabe der Wissenschaft andeutete. Nach ihm hat Heyne, ein Mann voll Sinn für das Ganze und Große, hier eine philologisch-historische Schule begründet, in welcher quellenmäßige Forschung und lebendige Anschauung des Alterthums gefordert wurde. Unberechenbar ist der Einfluß, welcher von dieser Schule ausgegangen ist. Sie hat recht eigentlich den Blick geöffnet für eine umfassende Geschichte des Alterthums. Hier sind durch Heeren die

Handels- und Verkehrsverhältnisse zuerst in den Gesichtskreis der Philologie hereingezogen worden; hier sind die von Niebuhr, dem Vater, der von Göttingen aus seine ruhmvolle Wanderung antrat, abgeschriebenen Keilschriften zuerst entziffert. Von Heyne und Heeren bekennt der Geschichtschreiber Aegyptens, welcher durch eigene Arbeit und Anregung Anderer die ägyptische Wissenschaft unter den Deutschen begründet hat, die ganze Anregung zu seinen historischen Forschungen empfangen zu haben, und auch die Forschung über den Zusammenhang Griechenlands und Phönikiens, welche neuerdings so wichtig geworden ist, wurde schon im Jahre 1793 durch eine Göttinger Preisfrage angeregt.

Auf dem engeren Gebiete der klassischen Alterthumskunde war Heyne der Vorgänger von Wolf und von Böckh, aus dessen Schule O. Müller, welcher hier in die von Heyne geebnete Bahn eintrat, stammte. Wie Müller sich am Eingange seiner ersten Schrift an die Küste von Attika stellt, um dort das Meer von Aegina zu überschauen, so war es ihm Bedürfniß, sich überall mit lebendiger Seele mitten in das Alterthum zu versetzen, es als ein Ganzes aufzufassen und zu durchdringen, überall Leben verbreitend, neue Gesichtspunkte anregend, Fernliegendes glücklich verbindend. Für kein Menschenleben hätte man geglaubt, mehr eine lange Dauer in Anspruch nehmen zu dürfen, als für das seinige, dessen Forscherpläne so großartig angelegt waren. Zu seiner Thätigkeit stand nach manchen Rücksichten die seines Nachfolgers in einem

Gegensatze, da das Bestreben desselben vorzüglich darauf zielte, das Erkannte zu umfassen, die Ergebnisse der Wissenschaft zu ordnen und festzustellen. Er gehört in die Reihe der großen Conservatoren der Wissenschaft, welche aus tiefem und ernstem Verlangen nach abgerundetem Wissen die Untersuchung an bestimmte Zielpunkte zu führen und in fester Form abzuschließen geneigt sind. Doch ist der Gegensatz zwischen Männern, wie Müller und Hermann, nur ein scheinbarer. Denn in Wahrheit ist der Wissenschaft nichts heilsamer, förderlicher und nothwendiger, als ein solcher Wechsel von Bestrebungen, von denen die einen mehr anregender, die andern mehr abschließender Natur sind, jene neue Saat auszustreuen, diese die Erndte einzufahren beflissen sind.

Ein wirklicher Abschluß freilich wird nicht erreicht und die vorwärts eilende Forschung sprengt immer von Neuem die spröde Form der in Paragraphen geordneten Lehrsätze. Diese Erfahrung darf uns nicht entmuthigen. Denn darin liegt die Weihe der Wissenschaft, daß sie niemals fertig wird. Darin unterscheidet sich unser Beruf von dem gewöhnlichen Treiben der Welt, daß hier nach nahen, greifbaren Zielen gejagt wird, während die Zielpunkte unserer Arbeit idealer Natur sind und jenseits der Gegenwart, jenseits der eigenen Lebensfrist liegen. Es ist eine selbstverläugnende und selbstvergessende Thätigkeit, welche die Forschung von uns verlangt; dadurch behütet sie uns vor jedem satten Wissensdünkel und lehrt uns erkennen, daß nicht der volle Besitz der Wahrheit,

sondern das rastlose Streben nach ihr das Wesen menschlicher Wissenschaft ist.

In einem solchen Streben faßt die Universität Lehrende und Lernende zusammen. Das ist die wahre geistige Gemeinschaft, die auch bei dieser Feier uns von Neuem in das Bewußtsein treten soll. Zu diesem Streben verpflichten sich Alle, welche unserm Gemeinwesen sich anschließen, und darum verbindet sich unsere Universitätsfeier mit der öffentlichen Handlung, in welcher das erfolgreiche Streben gekrönt wird und neue Ziele des Strebens aufgestellt werden.

3.

Der Weltgang der griechischen Cultur.

Als wir im vorigen Jahre zur akademischen Feier hier versammelt waren und unsere Gedanken sich mit dem beschäftigten, was bei aller Mannigfaltigkeit der Fachstudien als die gemeinsame Aufgabe unserer wissenschaftlichen Arbeit angesehen werden könnte, fanden wir einen solchen Mittelpunkt in der historischen Forschung, welche darauf ausgeht, in Natur und Menschenwelt die gegebenen Thatsachen zu begreifen. Aber wie weit gehen doch die beiden Richtungen dieser Forschung auseinander! Der Naturforscher fühlt sich am Ziele, wenn er das Gesetz erkannt hat, nach welchem sich unabänderlich dieselben Erscheinungen unter gleichen Bedingungen wiederholen müssen. Aber wann ist der Geschichtsforscher am Ziele, wann kann er auch auf einem noch so eng begränzten Gebiete die Untersuchung für geschlossen ansehen! Denn wenn durch Sammlung, Prüfung und Sichtung der Ueberlieferung die Thatsachen festgestellt und nach ihrer Zeitfolge geordnet sind, was wissen wir dann von dem Volke, dessen Geschichte uns beschäftigt? Nicht mehr als

wir von einem Menschen wissen, dessen äußeren Lebensgang wir uns haben erzählen lassen. Unsere Theilnahme wird angeregt und der Wunsch geweckt, ihn näher kennen zu lernen. Jede nähere Bekanntschaft aber beginnt erst dann, wenn sein inneres Leben uns entgegentritt, wenn wir seinen Bildungsgang, sein sittliches Streben, seine wissenschaftlichen Ziele kennen lernen. Haben wir diesen Genuß des inneren Verkehrs gekostet, so erhalten nun auch alle äußeren Thatsachen, welche bis dahin nur die Neugierde befriedigen konnten, eine tiefere Bedeutung für uns.

Ebenso ist es mit der Völkergeschichte. Die Völker sind ja auch in gewissem Sinne Individuen; es sind geschichtliche Persönlichkeiten, welche unter dem Einflusse unendlich vieler Bestimmungen äußerer und innerer Art ihr eigenthümliches Gepräge erhalten haben, und das, was am Ende doch unser höchstes Interesse in Anspruch nimmt, ist das Verständniß ihres Charakters. Die Wissenschaft sucht dieses Interesse zu befriedigen, und wie der Naturforscher von dem Aeußeren der Pflanze auf die verborgene Bewegung ihrer Säfte, von dem Gliederbau des Thierkörpers auf den innerlichen Lebensproceß übergeht, so dringt auch der Historiker immer mehr von außen nach innen vor, um in der Mannigfaltigkeit der Ereignisse den einheitlichen Zusammenhang, in dem Geschehen das Werden, in den Erscheinungen die wirkenden Kräfte zu erkennen. Aber bei der geschichtlichen Entwickelung sind keine Gesetze mathematischer

oder physikalischer Art nachzuweisen; hier lassen sich die Faktoren nicht zu Formeln verbinden, welche den Schlüssel des Verständnisses bilden; wir stehen auf dem Gebiete sittlicher Freiheit. Darin liegt der große Reiz, aber auch die unendliche Schwierigkeit derjenigen historischen Forschung, welche wir die culturgeschichtliche nennen können.

Sie ist in wesentlichen Punkten von der äußeren Geschichte unterschieden. Sie ist arm an Quellen; denn nur die äußeren Thatsachen, welche Aufsehen erregen, werden von den Zeitgenossen bezeugt und dem Gedächtnisse der Nachkommen aufbewahrt, aber nicht die täglichen Lebensgewohnheiten. Im Stillen, allmählich und unbewußt vollzieht sich die innere Entwickelung der Völker; die wichtigsten Einflüsse sind vollendet, wenn das Selbstbewußtsein erwacht, und was an Denkmälern alter Cultur erhalten ist, kann wohl von den Höhenpunkten gewisser Richtungen, aber nicht von dem bis dahin zurückgelegten Wege Zeugniß geben.

Die Culturgeschichte hat aber noch ganz andere Gebiete; sie geht in jeder Richtung über die scharf gezogenen Gränzen der Staatengeschichte hinaus. Völker, welche nach geschichtlicher Ueberlieferung in keinerlei Beziehung zu einander gestanden haben, treten wie zu einem engen Familienkreise zusammen. Man erforscht mit einem Eifer, welcher fast den Sinn für das Eigenthümliche der einzelnen Völker abzustumpfen droht, die gemeinsamen Sagen und Sitten der indogermanischen Nationen und sucht dann wiederum die kreuzenden Einflüsse, welche aus

der Vermischung verschiedener Völkerfamilien hervorgehen, nachzuweisen. Die Culturgeschichte geht aber nicht nur über die historischen Anfänge der Völker zurück, sondern auch über die Schlußpunkte der Staatengeschichte hinaus und begleitet die Bildung, welche ein Volk im Verlaufe seiner Geschichte erworben hat, auf ihrer Wanderung zu anderen Völkern. Hier gerade treten uns am deutlichsten die Spuren eines großen Zusammenhangs, eines geschichtlichen Organismus entgegen.

Nirgends ist das Verhältniß von Staaten- und Culturgeschichte merkwürdiger als in Griechenland. Einerseits sind sie beide auf das Engste mit einander verbunden; denn nirgends ist die Cultur eines Volks im Staate, in der Religion, in Kunst und Wissenschaft so scharf ausgeprägt wie bei den Hellenen. Keine Cultur — ich rede von der höhern Geistesbildung — tritt uns so ursprünglich und volksthümlich entgegen wie die griechische. Andererseits hat sie sich so von ihrem Volke abgelöst und steht in einem so weltgeschichtlichen Zusammenhange, daß sie nicht einer Nation, sondern der Menschheit anzugehören scheint. Es ist, als ob für sie, nicht für sich das Volk gelebt habe. Darum knüpft sich auch an seine äußere Geschichte kein höheres Interesse, als daß sie uns nachweist, unter welchen Verhältnissen solche Ergebnisse innerer Entwickelung zur Reife kommen konnten. Ja es tritt erst nach Abschluß der Staatengeschichte, nach dem politischen Tode des Griechenvolks die wahre Macht desselben zu Tage, indem sein unsterblicher Theil, das ist,

seine geistige Bildung, durch den Abbruch hinfälliger Formen zu frei wirkender Geltung kommt. Kein Volk, welches in eine höhere Entwickelung eingetreten ist, hat sich dieser Macht entziehen können; es muß ihren Einfluß abwehren oder anerkennen, und die Stellung, welche es ihr gegenüber einnimmt, ist bis auf den heutigen Tag für die Bildungsstufe der Menschen und Staaten entscheidend geblieben. Diese unvertilgbare, von Land zu Land schreitende, durch alle Jahrhunderte fortwirkende, aus Schutt und Vergessenheit immer neu erstehende Lebenskraft der griechischen Cultur ist gewiß eine der denkwürdigsten Thatsachen menschlicher Geschichte. Gestatten Sie mir, die Stellung, welche die verschiedenen Völker zu ihr eingenommen, in kurzem Ueberblicke anzudeuten; es ist eine Betrachtung, welche uns aus den fernsten Welt- und Zeiträumen mitten in die Gegenwart und in den Festsal unserer Universität zurückführt.

Die griechische Cultur hatte noch lange nicht ihre volle und allseitige Entwickelung gewonnen, als sie schon von den anderen Völkern gewürdigt und anerkannt wurde. Wo griechische Ansiedler an fremden Küsten landeten, begründeten sie eine höhere Lebensordnung, welche die Bewunderung der barbarischen Stämme erwecken mußte. Sie lehrten sie mildere Sitten und behaglichere Lebensgewohnheiten annehmen, das Land vortheilhafter anbauen und in einen gewinnreichen Verkehr eintreten. Die Freundschaft, welche der hispanische König Arganthonios den Phokäern erwies, indem er sie einlud zu ihm über-

zusiedeln, und, als sie die Heimath nicht aufgeben wollten, von seinem Gelde ihre Stadtmauern aufbauen ließ, ist ein Zeugniß jener dankbaren Anerkennung, welche die Barbaren ihren griechischen Handelsfreunden zollten. Indessen war diese Anerkennung griechischer Cultur für die Griechen selbst kein ungetrübtes Glück. Denn dieselben Städte, welche man ihrer Bildung und ihres Wohlstandes wegen bewunderte, reizten auch die Eroberungslust der Nachbarstaaten, und so geschah es, daß um dieselbe Zeit, in welcher die Blüthe der griechischen Küstenorte von den Binnenländern erkannt wurde, auch die Kämpfe mit den Barbaren begannen und die ersten Nothstände griechischer Städte eintraten.

Denn dies gerade ist eine merkwürdige Thatsache, wir können sagen, ein Gesetz in der Geschichte der griechischen Cultur, daß jedes Mal, wenn ein Theil des Volks die Selbständigkeit einbüßt, seine Bildung in neuen Kreisen Anerkennung und Einfluß gewinnt, als wenn die Vorsehung darin eine Entschädigung für das verlorene Gut der Freiheit hätte geben wollen.

Crösus war, wie Herodot bezeugt, der erste unter allen Barbaren, welcher griechische Städte zinspflichtig gemacht hat, und diese erste Unterwerfung der Hellenen ist wiederum ein Sieg derselben, eine geistige Eroberung gewesen, und ihr erster Zwingherr war zugleich einer der ersten Philhellenen. Hatten doch seine Kriege keinen anderen Zweck, als die Hülfsmittel der Küstenstädte seinem Reiche zuzueignen, war er doch auf das Eifrigste

beflissen, die Blüthe des griechischen Lebens nicht nur zu schonen, sondern auch auf alle Weise zu pflegen. Griechische Kunst und Wissenschaft zog er an seinen Hof; er ehrte mit freigebiger Hand die Orakel, beschenkte die jenseitigen Städte und half die Tempel griechischer Gottheiten prachtvoll erneuern. Sein Ziel war kein anderes als die Herstellung eines Reichs, in welchem griechische Bildung herrschte.

Ganz entsprechende Verhältnisse finden wir in Aegypten. Nachdem sich das Land einmal dem Fremdenverkehre geöffnet hatte, dauerte es nicht lange, bis daß die eigentliche Stärke des Pharaonenreichs auf den Griechen beruhte. König Amasis, welcher die Städte auf Cypern zinspflichtig machte, war zugleich, wie Crösus, ein voller Philhellene, gastfreundlich gegen alle Griechen, immer bereit, den Ankommenden Plätze zur Ansiedelung und zur Gründung von Altären zu geben; er suchte Freundschaft mit griechischen Fürsten, Familienverbindung mit griechischen Städten; er steuerte, wie ein Hellene, zum Aufbaue des delphischen Tempels und beschenkte die heiligen Stätten hellenischer Götterverehrung.

Unter allen Barbaren aber, welche mit den Griechen in Berührung gekommen sind, ist ihnen kein Volk so stolz und feindselig gegenüber getreten, wie die Perser. Sie hatten einen Widerwillen gegen das griechische Wesen, wie sie dasselbe in Jonien kennen lernten; sie verabscheuten den Bilderdienst und konnten Bürger, die den ganzen Tag auf dem Markte mit Hin- und Herreden

zubrachten, nicht als rechte Männer anerkennen. Wir wissen, wie Kyros die Hellenen verachtete, und wie seine Nachfolger, die Achämeniden, die Bekämpfung der Griechen als das Ziel ihrer Politik verfolgten. Und doch, wie bald ändert sich das Verhältniß, wie bald zeigt sich auch hier ein Verständniß für die Bedeutung griechischer Cultur!

Wir sehen, wie griechische Wissenschaft und zwar zuerst die Wissenschaft griechischer Aerzte, vor denen die Kunst des Morgenlandes zu Schanden wird, Achtung und Einfluß am Perserhofe gewinnt; der Perserkönig kennt keinen größeren Wunsch als Städte zu besitzen, in welchen Männer wie Demokedes gebildet werden können. Er kennt die Bedeutung der Jonier für sein Reich; er macht sich ihre Klugheit und Tüchtigkeit bei seinen Feldzügen zu Nutze; er nimmt aus ihnen seine Rathgeber, er führt die griechische Sprache als eine Reichssprache ein; er läßt durch griechische Männer die Gränzmeere seines Reichs auskundschaften, und trotz ihres Bilderhasses konnten sich die Perser dem Eindruck griechischer Kunst nicht verschließen, wie sie dieselbe zuerst in Sardes kennen gelernt hatten. Schon Kyros hatte Bildwerke von dort weggeführt, um sie in den Binnenstädten seines Reiches aufzustellen, und griechische Künstler, wie Telephanes, arbeiten für die Paläste des Darius und Xerxes. Auf ihrem Rachezuge gegen Athen huldigen die Perser den Gottheiten von Delos; die Eroberungen der Städte werden benutzt, um ihre Einwohner mitten in das Per-

serreich zu verpflanzen und diesem neue Lebenskräfte und Bildungsstoffe zuzuführen. Wie wenig aber auch der große Völkerkrieg ein zerstörender sein sollte, zeigt am Besten Mardonios, der kühnste Vorkämpfer Asiens gegen Europa. Denn er war so wenig gesonnen, das hellenische Leben zu zerstören, daß er selbst in Jonien die alten Verfassungen mit ihrer freien Gemeindeordnung herstellte, und vor der Schlacht bei Platää sehen wir ihn zu Gast geladen in der Stadt der Thebaner, um ihn her an jeder Tafel einen Perser und einen Griechen vereinigt. Es war ein Freundschaftsmahl zwischen den beiden einst so feindseligen Nationen, ein Vorspiel jener Versöhnungsfeste des Abend- und Morgenlandes, wie sie Alexander in Susa veranstaltet hat.

So sehen wir, wie bei den Hauptfeinden des griechischen Volks, bei den Lydern, Aegyptern und Persern an Stelle des Hasses und der Verachtung eine Anerkennung sich geltend macht, welche die hellenische Cultur ihnen abnöthigt. Es ist keine reine philhellenische Gesinnung, keine freie Hingebung an die unverkennbare Ueberlegenheit des hellenischen Geistes, sondern eine mehr oder weniger klare Vorstellung von der Macht der griechischen Cultur und die Erkenntniß der großen Vortheile, welche den orientalischen Staaten aus der Verbindung mit den Griechen erwachsen müßten. Von diesem Standpunkte aus wurden die Barbarenkönige Philhellenen.

Ganz andere Gesichtspunkte treten uns bei den Völkern entgegen, welche den Griechen stammverwandt waren,

bei den Völkern des breiten Berglandes, von dem die eigentlichen hellenischen Landschaften nur südliche Verzweigungen sind. Bei ihnen war ein näheres Verständniß der hellenischen Cultur, eine innerliche Aneignung derselben möglich; sie konnten selbst zu Hellenen werden, und je mehr sich diese Völker durch frische Naturkraft den erschöpften Kleinstaaten überlegen fühlten, um so eher konnten hier begabte Fürstengeschlechter den Gedanken fassen, selbst in die griechische Geschichte einzutreten, sie über die engen Gränzen ihrer Heimath zu erweitern und die Kräfte aller griechischen Stämme unter königlicher Obmacht zu vereinigen. Dieser Gedanke tauchte zuerst in Thessalien auf; die Ausführung blieb den Macedoniern vorbehalten. Freilich war dies Volk selbst den Hellenen sehr entfremdet, aber eine Vermittelung bildeten die Familien griechischer Abkunft, welche im macedonischen Hochlande Fürstenmacht erlangt hatten; zu ihnen gehörte das Königshaus der Argeaden, welche es verstanden, die macedonischen Stämme um sich zu sammeln, ein Reich zu schaffen, dies Reich gegen die Küste auszudehnen und zunächst in ihrem eigenen Gebiete griechische Cultur einzuführen. Dies Werk begann der erste macedonische Alexander, der während der Noth des Perserkriegs in griechischem Interesse unablässig thätig war, der Freund Pindars, der Gastfreund Athens, der mit dem Namen des Philhellenen geehrt und in Olympia selbst als Hellene anerkannt wurde. Den zweiten Schritt that Philipp, indem er den hellenisirten Staat zu einer Großmacht

erhob und die Hülfskräfte der ganzen macedonisch-griechischen Halbinsel unter seine Gewalt brachte. So war die geistige Macht, welche auch die Barbaren anerkannt hatten, mit äußerer Macht verbunden; die Klugheit der Griechen mit der Naturkraft der Bergvölker, welche von allen verweichlichenden Einflüssen der Cultur unberührt geblieben waren. Was konnte einer solchen Macht widerstehen!

Im Gefühle dieser Siegeskraft zogen um dieselbe Zeit die beiden Alexander aus, der Epirote nach Italien, der Macedonier nach Asien, Beide von der Ueberzeugung belebt, daß die griechische Cultur eine Macht sei, welche die Welt durchdringen müsse. Die Ueberzeugung war richtig, aber sie irrten, wenn sie glaubten, diesen geistigen Sieg durch Waffengewalt und nach ihren Plänen ausführen zu können.

Der Schüler des Aristoteles glaubte ein voller Hellene zu sein und doch fehlte ihm das erste Kennzeichen des wahren Hellenen, der Sinn für das Maß und die sittliche Scheu vor unbesonnener Ueberhebung. Das maßlos Begonnene zerfiel, ehe es gegründet war. Nicht auf einmal, nicht in dem großen Maßstabe und der glänzenden Weise, wie es der selbstsüchtige Eroberer erstrebt hatte, sondern allmählich, in kleinen Kreisen, vollzog sich die beabsichtigte Wirkung. Im Innern der Städte wirkte der hellenische Geist, indem sich Gemeinwesen bildeten, wie sie der Orient noch nicht gekannt hatte, Bürgerschaften, verfassungsmäßig gegliedert und geordnet und von selbst-

gewählten Vorständen regiert. Auch die Fürsten achteten und schätzten diese republikanischen Ordnungen und die syrischen Könige bewarben sich selbst um Gemeindeämter in Antiochien. Hier bildete sich also ein neues Philhellenenthum; es beruhte auf einer Pietät, wie sie von Pflanzstädten der Mutterstadt erwiesen wurde. Die neuen Städte waren Pflanzstädte, aber nicht, wie die alten Colonieen, von einzelnen Städten ausgesendete, sondern überall hatten sich Hellenen der verschiedensten Herkunft zusammen gefunden. Darum wendete sich das gemeinsame Heimathsgefühl vorzugsweise der Stadt zu, in welcher zuerst die Volksbildung eine solche allgemeine Gültigkeit erlangt hatte, daß sie als die gemeinhellenische angesehen werden konnte. So empfing Athen schon die Erstlinge von der Siegesbeute Alexanders, die Perserrüstungen aus der Schlacht am Granikos, und während die Stadt selbst kraft- und thatenlos darniederlag, wurde sie mit Lorbern geschmückt und erhielt, als die geistige Metropole der orientalischen Städte, eine neue Glorie. Das waren die unsterblichen Ehren, welche sie ihrem Perikles verdankte. Die Könige des Morgenlandes wetteifern ihr zu huldigen; die Gebäude, Bildwerke und Feste Athens werden bei ihnen nachgeahmt, sie prägen auf ihre Münzen attische Symbole. Die unvollendeten Tempel der Athener werden von den Seleuciden ausgebaut, die Ptolemäer schicken ihnen nicht nur Kornschiffe, sondern schmücken auch die Stadt mit einem prachtvollen Gymnasium; die Pergamener wissen ihre Kriegsthaten nicht besser zu

verherrlichen, als indem sie auf den Mauern der Akropolis ihre Siege über die Gallier in Bildwerken darstellen; kappadocische Fürsten erneuen das perikleische Odeion und selbst Herodes der Idumäer sucht sein neu gegründetes Fürstenthum in die Reihe der hellenistischen Staaten einzuführen, indem er die Stadt der Athener mit seinen Weihgeschenken anfüllt. Die Fürsten von Damascus, die Könige Parthiens legen sich als Ehrentitel den Namen der Philhellenen bei.

Während die griechische Cultur den Orient bis Indien und Turan durchdrungen hatte, war der Westen dieser großen Umwandelung fern geblieben. Wohl war von den Küsten, welche im Bereiche griechischer Seefahrt und Ansiedelung lagen, mancherlei Bildung in Italien eingedrungen und hatte auch zum Aufbaue des römischen Staats wesentlich beigetragen. Aber die kleinen Republiken hatten Italien nicht zu hellenisiren vermocht, und eben so wenig war dies den gewaltsamen Versuchen hellenistischer Fürsten gelungen; Rom sollte selbst nach Griechenland kommen, um hier die Macht griechischer Cultur zu empfinden.

Es kann nicht meine Absicht sein, die Epoche zu schildern, da die beiden Zweige des großen Völkergeschlechts sich von Neuem begegneten. In getrennten Wohnsitzen, auf verschiedenen Culturwegen waren sie weit aus einander gegangen, ohne daß das Gefühl der ursprünglichen Zusammengehörigkeit und das gegenseitige Verständniß sich ganz verloren hätte. Mit praktischem Sinne hatte

der Römer sein Haus und seinen Staat geordnet, auf bäuerliches Leben seine Sitte gegründet und in strenger Zucht zu erhalten gesucht, nüchtern und verständig, spröde und mißtrauisch gegen Alles, was den nächsten Zwecken des bürgerlichen Lebens ferne lag. In dieser Beschränkung lag die Stärke des Römerthums. Aber wie arm und kahl erschien es nun, als sich die reiche Fülle des griechischen Lebens zur Vergleichung darbot! Da schlossen sich den Römern ungeahnte Quellen geistiger Freude und Belehrung auf, während die Griechen ihrerseits dem kernhaften und mächtigen Bürgerstaate ihre Bewunderung nicht versagen konnten. Die urtheilsfähigen Männer beider Nationen mußten erkennen, wie der einen mangele, was die andere besitze, und wie deutlich sie zu gegenseitiger Ergänzung berufen seien. Das waren die Ideen des Kreises, welchem Polybios angehörte. Er lebte sich in Rom ein, ohne seinen achäischen Patriotismus aufzugeben, und sein Schüler, der jüngere Scipio, blieb ein voller Römer, aber geadelt und gehoben durch seine warme Liebe für Griechenland.

Auf dieser zarten Linie konnte sich aber das römische Philhellenenthum nicht erhalten. Schon in der nächsten Generation drang es in alle Schichten der Bevölkerung ein und zersetzte das römische Wesen. Es begann ein hartnäckiger Kampf gegen die moderne Mischbildung, aber er konnte keinen dauernden Erfolg haben. Rom bedurfte einmal, seit es Weltmacht geworden, einer neuen Cultur von weiterem Gesichtskreise, und diese bot sich

ihm in der griechischen dar, welche seit Alexander eine Weltbildung geworden war. Wenn es auch bis in die Kaiserzeit hinein nicht an Leuten fehlte, welche alles Unglück Roms von der Einführung griechischer Weisheit herleiteten, so ist doch andererseits gewiß, daß nirgends die griechische Cultur auf den verschiedenen Stationen ihrer Wanderung so große Wirkungen hervorgebracht hat, wie in Rom. Sie griff hier in alle Gebiete des geistigen Lebens ein; sie trug dazu bei, die Schrift- und Sprachgesetze des Lateinischen zu ordnen, sie rief eine ganze Litteratur in Prosa und Poesie hervor, die ungleich reicher und lebenskräftiger war als Alles, was im hellenisirten Oriente der Nachsommer griechischer Litteratur hervorzubringen vermocht hatte. Die bildende Kunst fand hier eine neue Heimath und erstarkte an neuen Aufgaben zu einer dauernden und inhaltreichen Nachblüthe. In der Beredsamkeit führte der gesunde Sinn der Römer von den Ausartungen des asiatischen Stils zu der klassischen Einfachheit des Atticismus zurück; auch die Philosophie fand ihre Stätte in Rom und römische Tugend richtete sich in den Zeiten tiefen Verfalls an den Lehren der Stoa noch einmal empor.

Die alten Staatsformen, welche sich überlebt hatten, wären auch ohne das Eindringen fremder Sprache und Sitte zusammengebrochen. Nun aber bildete sich aus der Verschmelzung beider Culturen gleichsam eine neue Nationalität, nnd diese ist es, worauf Cäsar seine Reichsidee gründete. Die Herrschaft der Cäsaren beruht auf der

Erkenntniß, daß das römische Wesen keine nationale Berechtigung mehr besitze, und das kaiserliche Rom suchte alle Beziehungen auf, welche die Stadt mit dem griechischen Osten verknüpfen. Athen ward die zweite Heimath der Römer. Unter Augustus vereinigten sich die Fürsten seiner Zeit, um durch gemeinschaftliche Beiträge den Zeustempel in Athen zu vollenden, und alle Philhellenenkönige der früheren Jahrhunderte wurden von Hadrian überboten, der neben der Theseusstadt sein neues Athen aufbaute. Man schmückte die Mumie, um den Geist zu ehren, welcher hier seine Wohnung gehabt und von hier aus alle Völker des Mittelmeers durchdrungen hatte. In der Monarchie der Cäsaren vollendete sich ein griechisches Weltreich, nicht nur in weiterem Umfange, als es Alexander gelungen war, sondern auch von reicherem Inhalte; denn die Macedonier selbst brachten nichts hinzu als äußere Macht, die Römer aber verschmolzen ihre Nationalität mit der griechischen.

Die eigentlichen Weltüberwinder aber waren nicht die Römer, sondern die Griechen, deren geistiger Kraft keine ebenbürtige und widerstandsfähige Macht entgegengetreten ist, bis das Christenthum in die Welt eintrat.

In wunderbarer Weise hat die hellenische Cultur ihm vorgearbeitet. Sie hat das Morgenland aus seiner Trägheit aufgerüttelt; sie hat den Verkehr der Völker ausgedehnt und ein gemeinsames Organ für ihre geistigen Interessen geschaffen. In semitischen Ländern eingebürgert, hat die Sprache der Griechen ihre classische Sprö-

digkeit aufgegeben und ist dadurch fähig geworden, die Weisheit des Orients aufzunehmen und einen Inhalt darzustellen, welcher ihrem Geiste ursprünglich widerstrebte. Die hellenische Bildung hat die Auflösung der alten Staatsformen beschleunigt und dadurch die Hemnisse hinweggeräumt, welche in streng geschlossenen und selbstgenugsamen Nationalitäten dem Christenthume entgegenstanden; sie hat die alten Glaubensformen aufgelöst und in jener Vermengung einheimischer und fremder Götterverehrung, wie sie im ganzen Gebiete des Hellenismus eintrat, die volle Glaubensleere der Zeit zu Tage gebracht; zugleich hat sie aber auch den menschlichen Geist zu selbstthätiger Annahme und Verarbeitung göttlicher Lehre gestärkt und so in zwiefacher Weise die Welt für die Wahrheiten der Offenbarung vorbereitet.

Und ist nicht trotz des tiefen Gegensatzes zwischen Hellenenthum und Christenthum auch eine merkwürdige Verwandtschaft zwischen beiden? Ist nicht beiden gemeinsam die Fähigkeit und der Beruf, von den Völkern, denen sie ursprünglich angehören, sich abzulösen und in ungeschwächter Lebenskraft von einer Nation zur andern überzugehen? Und ist nicht dieser Fortschritt bei beiden in der Weise erfolgt, daß immer eine äußere Demüthigung und Bedrängniß der siegreichen Ausbreitung vorangehen pflegte, so daß die Hellenen sagen konnten, wie die Christen: Wir siegen, wenn wir getödtet werden? Ferner hat die hellenische Cultur, wie das Christenthum, ein geistiges Wesen, welches nicht in äußere Formen auf-

geht, innerlich ergriffen aber zu einer Kraft wird, welche den ganzen Menschen faßt und aus träger Gewohnheit aufrüttelt, eine Macht, welche bezwingt und zugleich befreit, welche das Ursprüngliche und Angeborene nicht unterdrückt, sondern erzieht und läutert, um die Menschen zu ihrer wahren Natur zurückzuführen. Denn die Verklärung des Menschlichen ist es ja, was auch die hellenische Lebensweisheit erzielt, und Paulus konnte sich in Athen auf die Dichter des Volks berufen, welche bezeugten, daß die Sterblichen von göttlicher Natur und Herkunft, also zur Gottähnlichkeit geschaffen und in ein persönliches Verhältniß zu Gott zu treten berufen seien.

In aller Stille und ohne äußerliches Aufsehen ist in Hellas die Weltbildung, in Judäa die Weltreligion gereift, und wie die Römer trotz alles Sträubens sich vor den verachteten Griechen haben demüthigen müssen und wie die größten Helden der alten Welt, Alexander und Cäsar, nichts Dauerhaftes zu Stande gebracht haben, als was sie im Dienste der griechischen Bildung gethan haben, so haben sich die Gebieter der Erde auch der neuen Weltmacht nicht entziehen können; wider Willen sind sie im Kampfe gegen dieselbe nur die Werkzeuge ihrer Ausbreitung geworden und am Ende haben die stolzen Cäsaren das Kreuz zu ihrem Feldzeichen gemacht und an derselben Religion, welche sie als einen wahnsinnigen und gefährlichen Aberglauben Jahrhunderte lang verfolgt hatten, das Reich zu verjüngen gesucht, wie ihre Vorgänger am Hellenismus.

Ihr Staat war keiner Wiedergeburt fähig. Er dauerte fort, auf daß durch seine Vermittelung die griechisch-römische Bildung und das Christenthum den neuen Völkern mitgetheilt werde, welche sich an des Reiches Gränzen gelagert hatten. Jene Bildung war zu matt und abgestanden, als daß sie im Stande gewesen wäre einen tieferen Eindruck zu machen. Um so mehr fand das Christenthum gesegnete Aufnahme. Die ganze germanische Volksbildung knüpft sich an dasselbe an; es verbindet sich auf's Engste mit der Nationalität der Völker und wirkt Jahrhunderte lang allein, oder wenigstens so vorwiegend, daß die halb verklungenen Erinnerungen des Alterthums nicht zur Geltung kommen konnten.

In dem letzten Staate, welcher auf griechisch-römischer Bildung beruhte, mußte Griechenland noch einmal untergehen, damit nunmehr in vollen und fortan nicht mehr unterbrochenen Strömen die Weisheit der alten Welt in die neue hereinströme.

Die hellenische Cultur tritt nun zum zweiten Male auf den Schauplatz der Geschichte, um sich zu messen mit den Kräften der neuen Zeit. Auf dem Boden Italiens wird die Sprache der Hellenen wieder lebendig; das vor Jahrhunderten Gedachte und Geschriebene ergreift die Gegenwart mit frischer Kraft und von Neuem bestimmt sich die Entwickelung der Völker darnach, ob und wie sie diese Cultur bei sich aufnehmen.

Die Italiäner waren die zunächst Berührten; sie empfingen den elektrischen Strom in voller Stärke. Sie

standen der alten Welt am nächsten und lebten mitten zwischen ihren Denkmälern, in Städten, deren alter Ruhm aus den wiedergefundenen Schriften hervorleuchtete; also verband sich mit der Liebe zum Alterthume das sehnsüchtige Verlangen, die Herrlichkeit ihres Volks wieder herzustellen. Auch die Kirche, welche, wie einst der römische Staat, am meisten Ursache hatte sich gegen die enthusiastische Anerkennung der von Griechenland stammenden Bildung zu sträuben, wird mit fortgerissen. Es ist als ob man umkehren wollte aus der neuen in die alte Zeit; die platonische Philosophie wird in das Leben eingeführt; die Ideale hellenischer Götter und Heroen beseelen Poesie und Bildkunst und der Fürst der Christenheit setzt die Kuppel des Pantheon auf den Neubau seines Domes.

Dieselbe Begeisterung, welche Italien ergriffen hatte, ging auch nach Frankreich hinüber. Freilich hat hier die Wissenschaft sich kühn und kräftig vom italiänischen Geschmacke frei zu machen gewußt; aber in der Litteratur war es doch das romanische Blut, welches die Stellung der Franzosen zur antiken Cultur vorzugsweise bestimmte. Ihre mittelalterliche Poesie hatte sich erschöpft, und ehe sie dazu gelangten, aus einheimischen Keimen eine neue Kunst zu entwickeln, welche für die verschiedenartigen Bestandtheile des Volks eine vereinigende, nationale Geltung gewinnen konnte, wurden die Musterwerke des Alterthums ihnen dargeboten. Die innere und äußere Vollendung derselben machte solchen Eindruck, daß man

durch nahen Anschluß an diese Vorbilder am sichersten zur Gründung einer eigenen klassischen Litteratur zu gelangen hoffte. Es war aber vorzugsweise das römische Alterthum, welches, als das den Romanen nähere und verständlichere, diese Wirkung übte; man nahm Virgil statt Homer, Seneca statt Sophokles zum Vorbilde. Die Kirche, welche den weiter und tiefer greifenden Einfluß des griechischen Studiums fürchtete, begünstigte diese Richtung und eben so der angeborene Sinn des Volks, welcher feste Normen von praktischer Anwendbarkeit suchte, namentlich in der schwierigsten Kunstgattung, im Drama, das von allen am meisten Schule und Erfahrung verlangt. Obgleich man also gerade in Frankreich die Erneuerung der alten Kunst die Wiedergeburt nannte, ist es doch zu einem wirklichen Wiederaufleben derselben nicht gekommen, sondern zu einer äußerlichen Nachahmung, welche eine vielfach irregeleitete und mißverständliche war. Darum hat sie auch keine freie Entwickelung zur Folge gehabt, sondern eine Dienstbarkeit des Geistes, welcher sich selbst durch falsche Autoritäten die lästigsten Fesseln anlegte. Es hat nicht an Widerspruch noch an entschiedener Auflehnung gegen diesen Regelzwang gefehlt, aber eine Versöhnung zwischen den Gegensätzen ist nicht zu Stande gekommen.

Die anderen Völker verhielten sich zurückhaltender gegen die neue Ausbreitung der antiken Cultur, so die Spanier, welche aus mancherlei Gründen ihren römischen Vorfahren entfremdeter und den italiänischen Einflüssen

unzugänglicher waren. Am unabhängigsten standen die germanischen Nationen der alten Bildung gegenüber; hier fand sie langsamer Eingang, weil sie einer spröderen Volksthümlichkeit begegnete. Wie wenig vermochte die Anschauung der Antike bei unsern alten Meistern die eigenthümliche Kunstweise zu verändern! Die langsame Wirkung war aber um so wichtiger und inhaltsreicher.

Das deutsche Volk hat die großen, geistigen Bewegungen, welche den Uebergang aus dem Mittelalter in die neue Zeit begleiteten, am gründlichsten durchgemacht. Da aber im sechzehnten Jahrhundert neben den Quellen der alten Bildung auch die der christlichen Religion wieder bekannt wurden, wandten sich die Deutschen dieser Entdeckung mit solcher Begeisterung zu, daß sie schon deshalb dem Einflusse der griechisch-römischen Bildung nicht ungetheilt und einseitig huldigen konnten. Vielmehr wurden auch die neuen Hülfsmittel, welche die klassischen Studien darboten, den kirchlichen Interessen dienstbar, und die Philologie hat der Theologie getreulich beigestanden, um die religiöse und wissenschaftliche Selbständigkeit der Deutschen wieder herzustellen. Sie sind zusammen stark geworden, aber auch die Erschöpfung, welche folgte, traf beide gemeinsam. Die Theologie entartete zu trockenem Dogmatismus, und die Humanisten waren so wenig im Stande, die Gegenwart in lebendiger und heilsamer Gemeinschaft mit dem klassischen Alterthume zu erhalten, daß die deutsche Litteratur zu unwürdiger Nachahmung ausländischer Muster herabsank und sich unter

das Joch von Regeln beugte, welche aus mißverstandenen Kunstlehren der Alten abgeleitet waren.

Es ist bekannt, unter welchen Kämpfen unser Volk diese geistige Fremdherrschaft abgeworfen hat, wie die dumpfe Atmosphäre durch das scharfe Wesen des Lessingschen Geistes gereinigt wurde und die Deutschen sich am Alterthume wieder verjüngten und aufrichteten. Jetzt erst trat für sie die volle Wirkung der alten Cultur ein; die nationale Sprödigkeit war überwunden. Winkelmann wendete den vollsten Enthusiasmus, dessen ein deutsches Gemüth fähig ist, dem Alterthume zu; Heimath und Glaube waren ihm gleichgültig in der entzückten Anschauung der Antike. Wie im Mittelalter Palästina, so wurde Rom und Hellas ein geweihtes Land, ein Ziel von Pilgerfahrten, um auf dem Boden des Alterthums den Alten selbst sich näher zu fühlen, und als auf dem Boden von Hellas neues Leben sich regte, als von der Erhebung seiner jetzigen Bewohner die Kunde zu uns herüberkam, welche Theilnahme zeigte sich da in unserem Vaterlande! Kaum hat die Erhebung eines deutschen Landes gegen fremden Zwang jemals solchen Eifer hervorgerufen, und mit mehr Uneigennützigkeit, als die alten Philhellenen, welche zu ihrem eigenen Ruhme die Stadt der Athener schmückten, gaben die neuen Philhellenen Gut und Blut für die Wiederherstellung von Hellas.

Blicken wir zurück auf den Gang der hellenischen Cultur und ihre Beziehung zu den verschiedenen Völkern. Die Barbaren der alten Welt huldigten ihr, weil sie in

derselben eine Macht erkannten, welche ihnen zu äußeren Zwecken dienstbar sein sollte; die Macedonier, weil sie die allgemeine Berechtigung derselben erkannten und sich berufen fühlten, sie geltend zu machen, die Römer, weil sie in dieser Cultur die Ergänzung ihrer eigenen Nationalität fanden. Als sie dann in die mittelalterliche Welt eintrat, fand sie Völker vor, deren ganze Bildung auf einer Religion beruhte, welche ihr fremd und unversöhnt gegenüberstand. Hier konnte sie unmöglich wieder eine so allgemeine und unbedingte Geltung erlangen, wie es in der alten Welt der Fall war, aber dennoch hat sie, je nachdem sie lauter und rein oder aus getrübter Quelle, mit blinder Anerkennung oder mit selbständiger Thätigkeit aufgenommen worden ist, auf das geistige Leben der Völker einen sehr bestimmenden Einfluß geübt. Nachdem unser Volk diesen Einfluß in den verschiedensten Formen an sich erfahren hat, liegt ihm auch heute noch vor allen anderen die Aufgabe vor, in Wissenschaft und Leben die wahre Bedeutung der griechischen Cultur und ihr Verhältniß zur christlichen Bildung darzustellen.

Das Christenthum ist gewiß berufen, die Welt zu überwinden, auch die heidnische Welt, also auch das, was in uns von vorchristlicher Bildung ist. Aber diese Ueberwindung soll keine Ausweisung sein, als wären es dämonische Kräfte, welche ausgetrieben werden müßten, um dem göttlichen Geiste Platz zu machen. Wenn wir in den hinter uns liegenden Entwickelungsstufen der Menschengeschichte den großen Zusammenhang erkannt haben,

so können wir als letzte Aufgabe keine andere erkennen als die, den Gegensatz jener geistigen Mächte, welche wir die beiden Hauptfaktoren der Culturgeschichte nennen können, in uns zu versöhnen.

Es ist keine leichte Aufgabe. Es ist ein hohes Ziel, das uns gesetzt ist, wenn wir die Bildung der alten Welt in uns verarbeiten sollen, ohne uns durch die alle Geisteskräfte in Anspruch nehmende Fülle des Stoffs und die Mannigfaltigkeit der auf uns wirkenden Eindrücke den einfachen Sinn rauben zu lassen, welcher dankbar anerkennt und freudig ergreift, was unsere Zeit vor der alten voraus hat. Aber wir dürfen vor der Größe dieser Aufgabe nicht feige zurückweichen; es ist recht eigentlich die Aufgabe gelehrter Bildung; es ist unsere Lebensaufgabe. Sie verbindet uns unter einander um so mehr, weil kein Einzelner im Stande ist sie für sich zu lösen, weil die Welt des Alterthums, wie die Natur, nur durch gemeinsame und sich gegenseitig ergänzende Bestrebungen immer vollständiger erkannt werden kann.

Aber es handelt sich hier nicht um ein bloßes Erkennen, so daß man das Erkannte auf sich beruhen und dahin gestellt sein lassen könnte. Die wahre Versöhnung zwischen hellenischer und christlicher Bildung kann nur im Leben vollzogen werden.

Wie die Griechen einmal das Ziel einer freien und harmonischen Erziehung, wie sie das Wesen des Staats, als einer für menschliche Entwickelung unentbehrlichen

Gemeinschaft, wie sie die Grundregeln eines vernünftigen Denkens und die Grundsätze wahrer Kunst erkannt und bestimmt haben, das bleibt für alle Zeiten gültig. Der unermüdliche Eifer, mit welchem sie auf dem Gebiete der Staatsordnung wie der Kunst und Wissenschaft nach dem Höchsten gerungen haben, kann und soll ein Vorbild bleiben, dessen tägliche Anschauung uns vor Stumpfsinn und Trägheit bewahrt. Vor einseintiger Ueberschätzung dessen, was sie geleistet haben, schützt das Studium, je tiefer es eindringt; ein unfreies und äußerliches Nachmachen hat niemals lebendige Frucht getragen, während aus der inneren Vermählung des deutschen und griechischen Geistes neue Schöpfungskraft entsprungen und das Vollendetste unserer Litteratur und Kunst hervorgegangen ist. Wir sollen ja auch die Hellenen nicht als Solche lieben und bewundern, sondern, wie jede wahre Liebe Gottesliebe ist, so sind auch diejenigen die wahren Philhellenen, welche das Göttliche lieben, das sich in dem Streben jenes Volks offenbart, und wer von ihnen das rastlose Suchen nach der verborgenen Wahrheit gelernt hat, wird der nach ihrer Zeit den Menschen offenbar gewordenen um so froher und gewisser sein.

Wenn wir also den Geist der Alten uns aneignen, ohne der Untreue gegen unser Volk und Vaterland schuldig zu werden; wenn wir uns frei machen von der Herrschaft eines willkürlichen Zeitgeschmacks, ohne uns gegen die Forderungen und Bewegungen der Gegenwart abzuschließen, wenn wir in der Schule der Alten den geisti-

gen Blick geklärt, den Wahrheitssinn geschärft, die menschlichen Anlagen frei und allseitig entwickelt haben, und wir dann im Vollbesitze hellenischer Bildung dem Christenthume huldigen, als der göttlichen Ordnung, in welcher nicht nur das Gesetz des alten Bundes, sondern auch alles Frühere, das von Gott stammt, seine Erfüllung findet: so wird jene große Aufgabe, auf welche als letztes Ziel die inhaltreiche Geschichte der hellenischen Cultur hinweist, die wahre Versöhnung der alten und neuen Welt, allmählich vollzogen werden.

4.

Wort und Schrift.

Das heutige Fest richtet unsern Blick auf die Ziele der Wissenschaft, deren gemeinsamer Dienst das Band ist, welches uns zu einer geistigen Genossenschaft vereinigt. Denn indem die Preise vertheilt und die neuen Aufgaben verkündigt werden, an denen die Jugend ihre Kräfte üben soll, werden auch die Lehrer unwillkürlich an die Aufgaben erinnert, welche sich ein Jeder in seinem Fache für seine Forschung ausgewählt hat. Diese Aufgaben sind aber nur scheinbar der Wahl des Einzelnen anheimgegeben. Denn wie nach dem Sprichworte ein Tag den andern lehrt, so stellt auch ein Tag dem anderen neue Fragen, und die Universitäten sind vorzugsweise berufen, dieselben zum klaren Bewußtsein zu bringen. Für die geschichtliche Forschung giebt es jetzt aber kaum eine Frage von allgemeinerem Interesse, als die nach dem geistigen Zusammenhange unter den Völkern der alten Welt. Denn mit den großen Entdeckungen auf dem Gebiete ältester Menschengeschichte, welche unserer Zeit vorbehalten waren, ist der Begriff des Alterthums selbst

ein wesentlich anderer für uns geworden; wo man sonst von vorne anfangen zu können glaubte, sieht man sich jetzt in der Mitte vielseitiger Beziehungen, welche in frühere Zeiten und ältere Staaten zurückweisen, und der menschliche Geist kann nicht anders, als mit steigender Wißbegierde diesen neu eröffneten Bahnen nachgehen.

Wo sich aber ein ungeahnter Zusammenhang aufschließt, da ist der erste Eindruck überall kein anderer, als der, daß das Einzelne und Besondere vor dem Gemeinsamen und Uebereinstimmenden zurücktritt. So ist es in der Sprachwissenschaft gegangen, nachdem man den großen Zusammenhang der Völkerzungen entdeckt hatte; der Charakter der einzelnen Sprachen schien gänzlich zu verschwinden, bis sich wieder eine neue Richtung geltend machte, welche die Besonderheit der verschiedenen Sprachgruppen und das unterscheidende Gepräge der Einzelsprachen zu ihrem Rechte kommen ließ. So wird auch in einem der jüngsten Zweige der Wissenschaft, der vergleichenden Mythologie, nur durch Verbindung beider Richtungen die Wahrheit gefunden werden. Die wichtigsten Fragen, welche hieher gehören, betreffen das griechische Volk, insofern seine Stellung zum früheren Alterthume eine Lebensfrage der allgemeinen Bildungsgeschichte ist, und um ihrer genügenden Beantwortung näher zu kommen, müssen wir vornehmlich einen Grundsatz festhalten, welcher nur zu häufig außer Acht gelassen wird, den Grundsatz nämlich, daß wir uns die Ausbreitung geistiger Bildung nicht wie einen Strom vorzustellen haben, der mit phy-

fischer Nothwendigkeit unaufhaltsam vordringt, sondern unsere Aufgabe vorzüglich darin erkennen, daß wir die besonderen Bedingungen aufspüren, unter denen ein Volk von dem anderen früher oder später, rasch und auf einmal oder mit zögernder Zurückhaltung, die Erfindungen, Künste und Wissenschaften annimmt. Ein deutliches Beispiel giebt die wichtigste aller menschlichen Erfindungen, die Schrift.

Ueber keinen Gegenstand alter Culturgeschichte ist in unserer Zeit soviel neuer Stoff zugetragen worden, und alle früheren Ansichten darüber erweisen sich immer ungenügender, je weiter sich der Ueberblick über das Schriftwesen des Alterthums eröffnet. Bei den Aegyptern finden wir auf Denkmälern, welche dem vierten Jahrtausend vorchristlicher Zeit angehören, Papyrusrolle und Dintenfaß unter den gewöhnlichen Geräthen des täglichen Lebens, und nachdem die mit Schrift überschütteten Paläste der alten Königsstädte Asiens zu Tage getreten sind, glaubt man aus dem fernsten Dunkel der Zeiten eine wissenschaftliche Litteratur der Babylonier hervorgezogen zu haben.

Die Griechen selbst schrieben die Erfindung und Verbreitung der Schrift vorzugsweise den Phöniziern zu, welche als gewinnsüchtige Handelsleute zu ihnen gekommen sind, aber dennoch unendlich mehr gegeben als genommen haben, indem sie dazu dienen mußten, die Frucht der morgenländischen Bildung als neue Aussaat auf den jungfräulichen Boden Europas auszustreuen. Wenn nun die Griechen mit dem schriftkundigen Morgenlande in so früher und folgenreicher Verbindung gestanden

haben, daß sie von dort Maß und Gewicht, Seefahrt, Sternkunde, Zeitrechnung, Gottesdienste, Künste und Kunstfertigkeiten aller Art sich aneigneten, sollten sie, das lernbegierigste Volk der Welt, die wichtigste aller Erfindungen des Morgenlandes nicht sofort in ihrer ganzen Bedeutung erkannt und mit besonderem Eifer sich zu eigen gemacht haben? Das scheint unglaublich, und deshalb wird von Vielen ein ausgedehnter Schriftgebrauch schon in die ersten Anfänge der griechischen Cultur gesetzt. Da nun von der richtigen Beurtheilung dieser Streitfrage unsere ganze Vorstellung von der Bildungsgeschichte der Hellenen abhängig ist, so wird es mir vergönnt sein, einige Gesichtspunkte geltend zu machen, welche auf diese wichtige Frage bezüglich sind.

Was bei den orientalischen Völkern zuerst eine umfangreichere Anwendung der Schrift veranlaßt hat, wird schwer zu bestimmen sein; eine ihrer frühesten und wichtigsten Anwendungen war aber ohne Zweifel die Aufzeichnung von Gesetzen, welche die unwandelbare Richtschnur des Glaubens und der Volkssitte sein sollten. Hier ist die Aufzeichnung etwas so Wesentliches, daß die Tafeln des Sinai geschrieben aus Gottes Hand an Mose gelangen; der oberste Gesetzgeber ist auch Urheber der Schrift, die eingegrabene Schrift ist Gottes Schrift. Aehnliches finden wir bei allen Völkern, deren Religion auf einem Gesetze beruht. Die Aegypter hatten heilige Bücher, die der Gott Thoth geschrieben haben sollte; den Indern galt Brahma als Schreiber der Gesetze, die des

Manu Namen trugen; die Babylonier hatten ihre heiligen Urkunden, die von Xisuthrus aufgezeichneten, in Sippara, der Schriftstadt, vergraben. Auch die Völker Irans hatten in den geschriebenen Lehren Zarathustras einen festen Kanon ihres religiösen Lebens. Hierin besteht ja aber der wichtigste Unterschied zwischen den Orientalen und den Hellenen, daß diese kein von den Vätern überliefertes Gesetz hatten. Ihr Beruf war es, frei und ledig von jedem Gesetzeszwange, in Geist und Natur den Schöpfer zu suchen und die im Menschen ruhende Gottesidee in Philosophie und Kunst freithätig zu entwickeln. Darum war ihnen die Schrift von Anfang an von geringerer Bedeutung und hatte nicht die religiöse Weihe, wie bei den genannten Völkern. Denn was bei ihnen an geschriebenen Tafeln in den Heiligthümern vorhanden war, diente nur als Mittel, um gewisse Cultusregeln und äußerliche Ordnungen des Gottesdienstes festzustellen, aber nirgends finden wir eine Spur von religiösen Grundgesetzen und Glaubenslehren, welche aus Gottes Hand hervorgegangen sein sollten, und keinen ihrer nationalen Götter verehrten sie als Erfinder der Schrift.

Während die Griechen im religiösen Glauben dem Gewissen der Einzelnen eine unbegränzte Freiheit einräumten, haben sie auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts die Nothwendigkeit gesetzlicher Gebundenheit in vollem Maße empfunden. Hier legten sie den größten Werth auf eine feste Ueberlieferung; hier also, sollte man denken, wäre die Schrift ihnen besonders willkommen

gewesen, um den Rechtsboden zu sichern. Und dennoch hat kein griechischer Staat mit einer Verfassungsurkunde begonnen. Die berühmtesten Verfassungen haben Jahrhunderte lang ohne Schriftgesetz bestanden; denn sie beruhten auf der durch Göttersprüch geheiligten Sitte, welche sich in den Bürgern lebendig darstellen und gleichsam immer neu erzeugen sollte. Darum sollte dies Gesetz nicht als ein äußerliches ihnen gegenüber stehen, sondern in ihnen leben, wie die Stimme ihres eigenen Gewissens. Erst als die freie Sittlichkeit des bürgerlichen Lebens erschüttert und die Harmonie der Staatsgemeinschaft getrübt war, als Parteien sich bildeten und damit Mißtrauen und Eifersucht zwischen den verschiedenen Bürgerklassen erwachte, stellte sich das Bedürfniß geschriebener Gesetze ein. Aber auch dann wollte man zunächst keine Grundgesetze der Verfassung, sondern Aufzeichnung von Strafrechten, um der richterlichen Willkür zu steuern. Erst in solchen Staaten, welche sich aus Bürgern verschiedener Herkunft neu bildeten und also kein Erbtheil gemeinsamer Sitte hatten, vornehmlich also in Pflanzstädten, wurde es nöthig ein öffentliches Recht zu gründen, ein Recht, das aus Vergleichung der an verschiedenen Orten geltenden Rechte entstand, also ein Werk künstlicher Zusammensetzung, welches ein innerliches Eigenthum der Bürger nicht sein konnte und ihnen deshalb äußerlich, in geschriebenen Satzungen vor Augen gestellt werden mußte. Je verwickelter nun auch im Mutterlande die Lebensverhältnisse wurden, und je mehr sich die alten Bürgergemeinden

durch fremden Zuzug zersetzten, um so mehr dehnte sich der Gebrauch geschriebener Gesetzgebungen aus; aber immer blieb im griechischen Volksgeiste eine Stimmung zurück, welche sich gegen die Herrschaft des Buchstabens sträubte, im Gerichtswesen sowohl wie im Verfassungsleben. Was das erstere betrifft, so trugen schon die Geschworenengerichte, wie sie sich in Athen ausgebildet hatten, dazu bei, daß im Ganzen mehr nach dem Geiste der Gesetze als nach dem Buchstaben entschieden wurde. Die Richter waren nicht dazu da, einen bestimmten Gesetzparagraphen auf den vorliegenden Fall anzuwenden, sondern vielmehr aus ihrem, in der Zucht des Gesetzes gebildeten, Rechtsgefühle zu entscheiden; eine freie und selbständige Thätigkeit ward in Anspruch genommen, und die Kunst wortklauberischer Anwälte hat auf dem attischen Forum niemals einen Boden gefunden. Darin liegt neben dem edlen Streben nach geistiger Auffassung des Rechts auch eine unverkennbare Einseitigkeit und Schwäche. Darum ging den Griechen, so große Verdienste sie um die Rechtsbildung sich auch erworben haben, doch die Schärfe juristischer Bildung ab, und niemals haben sie einen Juristenstand gehabt, welcher dem römischen an sittlicher Haltung zu vergleichen und wie dieser im Stande gewesen wäre, in den Zeiten des Verfalls eine Stütze nationaler Gesinnung zu werden.

Auch im öffentlichen Rechte blieb die Abneigung gegen die Autorität schriftlicher Satzung. Die ungeschriebenen Gesetze galten immer als die heiligsten des Staats, und

nur durch die Umstände gezwungen, gingen die Gesetzgeber daran, die ungeschriebene Sitte in die schlechtere Münze des geschriebenen Buchstabens umzusetzen, welcher das Herkommen scheinbar befestige, aber zugleich veräußerliche und dadurch unsicherer mache; darum thaten sie Alles, um der Vermehrung der Gesetze vorzubeugen, weil die Bürgschaft, welche sie gewährten, durch jede Neuerung erschüttert würde. Zaleukos selbst, der erste Urheber schriftlicher Gesetze, verglich dieselben mit Spinngeweben, welche Mücken und Fliegen einfangen könnten, von jedem größeren Thiere aber zerrissen würden. Auch nachdem in den Perserkriegen die griechischen Gesetzesstaaten sich so herrlich bewährt hatten, gab die Philosophie von den verschiedensten Standpunkten aus jener Abneigung, welche die Anhänger alter Volkssitte gegen die geschriebenen Verfassungen hatten, Ausdruck und Begründung. Man fand es widersinnig, die ewig wechselnden Verhältnisse des Lebens unter die Herrschaft des unlebendigen und verallgemeinernden Buchstabens zu stellen; man verglich das Gesetz einem starren, eigensinnigen, der gegebenen Verhältnisse unkundigen Menschen, und verlangte statt seiner Herrschaft die eines vernünftigen Menschen, der mit freiem Willen die Gemeinde lenke und in seiner Person das Gesetz darstelle.

Aristoteles tritt diesen Feinden der Schriftgesetze und ihrem unklaren Eifer mit der einfachen Bemerkung entgegen, daß feste Normen einmal unentbehrlich seien im Staate und daß es doch zweckmäßiger sei, wenn diese

nicht in dem Gemüthe eines von Leidenschaften bewegten Menschen, sondern in Gesetzen enthalten wären, welche von allen persönlichen Stimmungen unabhängig sind.

Auch die geschriebenen Gesetze sollen den Bürgern möglichst nahe gebracht und gleichsam zu Gemüthe geführt werden; darum werden sie von der Jugend gelernt; es werden Männer bestellt, welche sie der Gemeinde in musikalischer Weise vortragen, als die persönlichen Vertreter des Gesetzes. Denn auf persönlichem Verkehre beruhte das Gemeinwesen der Griechen. Daher hatten sie eine so entschiedene Abneigung gegen jede Vergrößerung des Gemeinwesens, welche ein persönliches Zusammenwirken aller Bürger unmöglich machte und andere Mittel der Verständigung als das des lebendigen Worts erheischte. Die bürgerliche Gemeinde hat, wie jedes organische Wesen, ihr Maß, das sie nicht überschreiten darf, wenn sie ihrer Bestimmung entsprechen soll. Wie eine zu kleine Gemeinde der Selbständigkeit entbehrt, die sie haben muß, wenn sie ein eigener Staat sein will, so die zu große Stadtgemeinde der Uebersichtlichkeit. Es müssen alle Staatsgenossen einander kennen können, damit die Wahl der Vorstände nicht dem Zufalle anheimfalle; es muß der Feldherr seine Truppen, der Volksredner die Gemeinde kennen, um erfolgreich wirken zu können. Auch darf ja, sagt Aristoteles, indem er sich den Vorstellungen altgriechischer Stadtpolitik auf das Genauste anschließt, die Bürgerversammlung schon deshalb nicht allzugroß sein, weil sonst kein Herold ausfindig gemacht werden

könnte, dessen Stimme im Stande wäre, sie zu beherrschen. So wird die Möglichkeit eines mündlichen Verkehrs und einer persönlichen Bekanntschaft zum Maßstabe für die Größe des Staats genommen.

Unter den Wissenschaften hat keine das Bedürfniß schriftlicher Aufzeichnung früher empfunden, als die Arzneiwissenschaft. Hier fühlte man dir Nothwendigkeit, eine Menge von Thatsachen zu sammeln, und zugleich die Unmöglichkeit, dieselben ohne äußere Hülfe im Gedächtnisse zu behalten. Gerade hier tritt uns aber der Gegensatz zwischen den Griechen und den Schriftvölkern des Morgenlandes recht deutlich entgegen. Bei den Aegyptern gab es medicinische Systeme von gesetzlicher Autorität, in denen für jede Krankheit eine bestimmte Behandlungsweise vorgezeichnet war, und der Arzt war gebunden, sich darnach zu richten; also auch er war wesentlich ein Schriftgelehrter und Gesetzkundiger. Erst wenn er eine bestimmte Zahl von Tagen die vorgezeichnete Kur ohne Erfolg angewendet hatte, durfte er nach eigenem Ermessen verfahren; that er es früher, so geschah es auf seine Gefahr. Die Griechen machten sich auch hier nicht zum Sklaven des Buchstabens, sondern behandelten die Medicin als eine freie Wissenschaft, als eine persönliche Kunst, und die Gegner des Verfassungsstaats konnten sich darauf berufen, daß ein Regieren nach Gesetzesparagraphen eben so unthunlich sei und eben so wenig Vertrauen erwecke, wie ein Heilverfahren nach schriftlichen Regeln; eine Analogie, welche Aristoteles mit vollem Rechte zurückweist, weil bei dem

Ärzte nicht leicht vorausgesetzt werde, daß sein Verfahren unter dem Einflusse persönlicher Absichten und Stimmungen stehe; bei einem Herrscher sei es aber anders.

Wenn wir so auf dem Gebiete der Religion, des Staatslebens und der Erfahrungswissenschaften bei den Griechen eine unverkennbare Abneigung gegen eine ausgedehntere Anwendung der Schrift und jede Autorität derselben finden, so kann es noch weniger überraschen, wenn wir dasselbe auf dem Gebiete der freisten, geistigen Thätigkeit, des künstlerischen Schaffens wahrnehmen. Diese Thatsache ist, weil sie den Schlüssel zum Verständnisse der griechischen Litteratur giebt, am gründlichsten besprochen; sie ist für Alle, die sehen wollen, auf das Klarste erwiesen. Was aber gegen die Annahme, daß große Heldengesänge ohne Schrift entstehen und ohne Schrift Jahrhunderte lang im Munde des Volkes sich erhalten können, an Bedenklichkeiten laut geworden ist, das wird durch die zahlreichen und unzweifelhaften Analogieen anderer Litteraturen, welche nach und nach bekannt geworden sind, immer vollständiger beseitigt. Es handelt sich hier aber nicht allein um das homerische Epos, sondern alle Dichtung der Hellenen hat, wie sie aus der Liebe zu Gespräch und Gesang hervorgegangen ist, diesen Charakter persönlicher Mittheilung immer behalten. Alle Lieder, alle Dramen waren gemacht, um unter persönlicher Betheiligung des Dichters dem hörenden Volke vorgetragen zu werden; Pindar schickt, wenn er nicht selbst die jugendlichen Chöre einüben kann, seinen Preis-

gesang nicht als todte Schrift über das Meer, sondern sein Sangmeister überbringt ihn, als ein lebendiger 'Briefstab der Musen'. Selbst der älteren Geschichtschreibung wird ja der Vorwurf gemacht, daß man ihr das Streben, ein hörendes Publikum zu fesseln, zu sehr anmerke. Herodots Erzählungen wurden von Schauspielern vorgetragen, und selbst die gedankenschweren Gedichte der Philosophen, wie Empedokles und Xenophanes, lebten im Munde von Rhapsoden.

Wir, die wir von Kindheit auf an das Lesen gewöhnt sind, übersetzen mit unbewußter Fertigkeit den tonlosen Buchstaben in die Laute der Sprache und erwecken das todte Wort zu neuem Leben, wie der Musikkenner beim Lesen einer Partitur die Harmonieen hört und der Naturforscher in der getrockneten Pflanze die auf dem Felde blühende vor Augen hat. Aber drängt es nicht auch uns, solche Dichterworte, die uns besonders ergreifen, selbst wenn wir allein sind, laut zu sprechen, und erkennen wir nicht dadurch an, daß das stumme Lesen nur ein Nothbehelf ist? Fühlen nicht auch wir die volle Wirkung eines Dichterwerks erst dann, wenn es uns als ein Ganzes vorgetragen wird, wenn wir nicht, wie beim Lesen geschieht, am Einzelnen prüfend verweilen oder verwandten Gedankenverbindungen nachgehen, sondern, von der lebendigen Kraft des Wortes fortgezogen, uns dem Eindrucke des Ganzen völlig hingeben? Je lebhafter ein Mensch für Poesie empfindet, um so höher steht ihm ohne Zweifel das lebendige Wort, um so leichter wird

er sich den Standpunkt der Griechen zu eigen machen, bei denen die Kunst nicht ein äußerlicher Schmuck, sondern ein so wesentliches Element des Lebens war, daß sie ihr ein Maß von Ernst, von Kraft und Zeit zuwendeten, wovon wir uns kaum einen Begriff machen können. Bei uns ist es ja ein Vorzug höherer Bildung und Wohlhabenheit, an den Genüssen, welche die Kunst darbietet, Theil nehmen zu können; bei den Griechen war sie es, welche das religiöse Bewußtsein des Volks trug und leitete, welche den Festen bürgerlicher Gemeinschaft Weihe und Bedeutung gab und die Menschen durch alle Lebensverhältnisse begleitete. Wie viel weniger konnten sich die Griechen an dem Nothbehelfe der Schrift genügen lassen!

Und dann, wie viel mehr ging den Hellenen verloren, wenn ihnen ein Dichterwerk geschrieben vorlag, als uns, da sich die moderne Poesie von den verschwisterten Künsten immer mehr abgelöst hat! Die Meisterwerke unserer Dichter sind keiner wirkungsvolleren Reproduction fähig, als daß sie, mit vollem Verständnisse gesprochen, an unser Ohr gelangen, und wie selten haben die darstellenden Künstler ein solches Maß von Anlage und Bildung, um unsern Ansprüchen zu genügen! Die neuere Kunst ist geistiger; ihr Genuß ist von allen äußeren Mitteln unabhängiger, aber freilich auch beschränkter und unvollständiger. Die griechische Poesie konnte als geschriebenes Wort gar nicht gewürdigt werden. Lied und Gesang waren Eins; der Rhythmus, der mit dem Inhalte zu-

sammenhing wie Leib und Seele, konnte in seiner reichen Mannigfaltigkeit, dem Ausdrucke wogender Empfindung, ohne künstlerischen Vortrag nicht verstanden werden; der Tanz trat dazu, um die innere Bewegung plastisch darzustellen; die edelsten Kunstwerke kamen in festlicher Gemeinschaft zur Aufführung, wodurch die begeisternde Wirkung vollendet wurde.

Etwas Anderes ist es freilich mit den Werken, welche nicht auf künstlerischen Vortrag berechnet und nicht an die versammelte Bürgergemeinde gerichtet sind, sondern an den Einzelnen, welchen sie belehren wollen; sie setzen einen ausgedehnten Schriftgebrauch und ein lesendes Publikum voraus. Aber wie spät hat sich auch die prosaische Litteratur bei den Griechen entwickelt, wie langsam entfernte sie sich von dem Charakter der poetischen Darstellung! Selbst die Philosophie, welche doch mehr als alle andern Wissenschaften in das Bewußtsein des Einzelnen einzudringen sucht und sich ihrer Natur nach von der Oeffentlichkeit zurückzieht, wie lange sträubte sie sich dagegen, Schriftweisheit zu werden! Das fühlen wir vor Allen Platon an, in welchem der hellenische Sinn für den Genuß und den Segen des geistigen Austausches seinen höchsten Ausdruck erhalten hat. Sorgfältig prüft er die Wirkung des geschriebenen und des mündlichen Worts und findet doch nur in diesem die wahre Kraft zur Erweckung und Leitung wahrheitsuchender Gemüther. Die Schrift gilt ihm nur als Erinnerungszeichen, nicht als die eigentliche Trägerin der Weisheit, wie es die

Rede ist, welche unmittelbar in das Gemüth des Empfänglichen niedergeschrieben wird und keinem Mißverständnisse ausgesetzt ist; das Wort verliert seine elektrische Kraft, so wie der Zusammenhang zerrissen wird zwischen ihm und der Menschenseele, in welcher es mit dem Gedanken zugleich geboren ist. Darum sind auch die letzten Wahrheiten von Platons Lehre nur in mündlicher Ueberlieferung fortgepflanzt worden, wie in den Gesetzgebungen die höchsten Satzungen die ungeschriebenen waren. In dem aber, was Platon geschrieben hat, weiß er den Charakter schriftlicher Mittheilung so viel wie möglich zurücktreten zu lassen, den Lehrvortrag in Gespräch und das todte Wort in das lebendige umzuwandeln. So sehr endlich auch Platon die schriftlichen Vermächtnisse älterer Philosophen zu schätzen wußte und so mancherlei er selbst aus Bücherrollen gelernt hat, so hält er doch an dem Grundsatze der Hellenen fest, daß der weise sei, der von Natur viel wisse, und begründet ihn durch seine Lehre, daß alles Wissen eine Erinnerung sei, ein Sich-Besinnen auf die ewigen Wahrheiten, welche unbewußt in der Brust des Menschen ruhen.

Gewiß haben auch die Hellenen die Bedeutung der Schrift erkannt und die Macht zu würdigen gewußt, welche dem menschlichen Geiste aus ihr erwächst. Sie haben dieselbe zur Erhaltung ihrer geistigen Schätze auf das Erfolgreichste benutzt; dem bibliothekarischen Eifer der Pisistratiden verdanken wir ja unseren Homer und Hesiod. Mit ihrem künstlerischen Sinne haben die Athe-

ner auch das Schriftwesen aufgefaßt und fortgebildet, und die herrliche Größe ihres Staates bezeugen neben dem Parthenon die zahllosen Marmorsteine, welche die Schätze der Stadtgöttin, den Schoß der Bundesgenossen, den Bestand der Land- und Seemacht aufrechnen, und frühzeitig hat man begonnen, einzelne Thatsachen, die dem Gedächtnisse leicht entschwinden, wie die Namen der Könige, der Priester, der Sieger in den Festspielen aufzuzeichnen. Aber gerade in diesem Punkte, wo die Schrift das Gedächtniß der Geschichte stützt, ist doch ihre Bedeutung von den Griechen auffallend vernachlässigt worden, wenn wir vergleichen, was in dieser Beziehung namentlich die Aegypter geleistet haben. Es fehlte den Griechen der nüchterne Sinn, welchen das Interesse für chronologische Geschichte voraussetzt. Sie faßten die Menschengeschichte zu sehr von sittlichen Gesichtspunkten auf; sie suchten in ihr zu sehr Belehrung und Erhebung des Gemüthes, um die einfache Treue historischer Berichterstattung würdigen zu können. Darum waren sie in der Aufbewahrung und Benutzung geschichtlicher Urkunden nachlässig, und ihre Geschichtschreiber haben nur in der Zeitgeschichte Großes geleistet. Je mehr die nationale Sitte in Verfall gerieth, um so mehr nahm die Bedeutung des Schriftwesens zu; je mehr Gesetze in Stein geschrieben wurden, um so weniger lebten sie im Geiste der Bürger, um so verworrener wurde ihr Rechtsbewußtsein. Als Bürgerkrieg und Parteiwesen die Harmonie zerstörten, deren die Kunst zu ihrem Gedeihen bedarf,

und die Sophistik den Glauben der Väter erschütterte, da begann in Athen die Lese- und Bücherwuth, welche Aristophanes bespöttelt; da begann eine Litteratur für gebildete Leser und damit ging die nationale Dichtung zu Grunde. Wie lange sich aber aus alter Sitte eine Geringschätzung des Schriftwesens erhielt, geht schon daraus hervor, daß man den Beruf dessen, der sich vorzugsweise mit Schreiben zu befassen hatte, als einen sehr niedrigen ansah; selbst die Aufsicht über das Staatsarchiv übertrug man einem öffentlichen Sklaven, und während sonst die von außen eingebürgerten Erfindungen ihren ausländischen Charakter ganz verloren, behielten die Buchstaben lange Zeit den Namen der phönikischen Zeichen.

Wenn man jetzt mehr als je den einzelnen Völkern der Geschichte in Sprache und Sitte ihre Eigenthümlichkeit abzulauschen sucht, so wird man nicht umhin können, in dem Widerstreben gegen das Schriftwesen einen charakteristischen Zug des griechischen Volks zu erkennen. So wird es erklärlich, wie schon in den homerischen Gedichten die Kenntniß einer Zeichenschrift erwähnt wird und doch Jahrhunderte vergehen, bis der Zeitpunkt eintritt, wo der Schriftgebrauch eine solche Ausdehnung gewinnt, um in das geistige Leben des Volks einzugreifen. Denn je wichtiger eine Erfindung ist für die gesammte Volksentwickelung, um so weniger ist ihre Annahme ein bloß äußerlicher Akt, und je mehr eine Nation zu einer selbständigen Cultur den Beruf empfangen und

den Anfang gemacht hat, um so mehr weiß sie das Fremde zur rechten Zeit aufzunehmen und in sich zu verarbeiten, während Völker, die wenig Eigenes haben, im Ganzen und Großen die fremde Cultur annehmen und in dieselbe aufgehen.

Wir betrachten die Griechen als die ersten Urheber einer großen und allseitigen Litteratur, welche für die späteren Völker eine vorbildliche geworden ist. Die Bedeutung derselben beruht aber wesentlich darauf, daß sie so lange von jedem Einflusse der Schrift frei geblieben, daß sie so spät erst im strengen Sinne des Worts eine Litteratur geworden ist. Wir loben nicht, wenn wir von Jemand sagen, er spreche wie ein Buch; wir rühmen vielmehr ein Buch, dessen Sprache uns wie eine volksthümliche Rede anspricht. Darin giebt sich unsere Abneigung gegen die Schriftsprache zu erkennen. Was wir so nennen, wird aber dadurch hervorgebracht, daß die Sprache durch die Schrift ein Gegenstand des Nachdenkens wird, daß sie die Unmittelbarkeit und Unbefangenheit, die Wärme des frisch aus dem Geiste Geborenen verliert. Es bildet sich leicht etwas Unnatürliches und Frostiges, und es bedarf genialer Naturen, eines Luther, eines Lessing und Göthe, um die Schriftsprache von ihrem Stelzengange zur Natur zurückzuführen und den Boden des Volksthums wieder zu gewinnen. Von diesen Nachtheilen blieb die Kunst der Griechen unberührt, sie blieb lange Zeit frisch und naturwüchsig und erhielt sich die Anmuth des volksthümlichen Klanges. Wie sehr unter-

scheidet sich dadurch die hellenische Dichtersprache von der lateinischen, und wie bald erkennt man in Griechenland selbst die Einwirkung des überhand nehmenden Schriftgebrauchs! Was Plato gelang, ist keinem Zweiten gelungen; Isokrates und seinen Schülern merkt man schon an, daß sie beim Schreiben an das Schreiben dachten.

Auch für die Einheit eines Volks und den ungestörten Zusammenhang aller Staatsangehörigen ist es nicht gleichgültig, ob die Sprache früher oder später unter den Einfluß der Schrift kommt. Denn das Lesen wie das Schreiben isolirt den Menschen; wer viel in Büchern lebt, läuft Gefahr, sich den Anschauungen und Sitten seiner Mitbürger zu entfremden; durch die bequeme Gelegenheit, welche sich ihm darbietet, sich nach eigenem Belieben zu belehren, wird er gegen den höheren Reiz lebendiger Wechselrede abgestumpft und selbst ungelenk im mündlichen Verkehre. Darum trennt die Schrift die zusammenwohnenden Menschen, während sie die durch Zeit und Raum getrennten vereinigt. Die Gebildeten sondern sich vom großen Haufen; es entstehen allmählich zwei Klassen von Menschen, welche sich im Denken und Sprechen gegenseitig immer unverständlicher werden. Eine solche Spaltung widersprach aber durchaus dem Sinne der Alten, namentlich der Athener, und wir begreifen, wie sehr die späte Entwickelung des Schriftwesens dazu beitragen mußte, nicht nur Sprache und Dichtkunst der Hellenen volksthümlich zu erhalten, sondern auch der bürgerlichen Gesellschaft die Einheit und Gleichheit zu

bewahren, worauf das Gedeihen der alten Republiken beruhte. Diejenigen Vortheile aber, welche die Schrift für die Ausbildung der Sprache gewährt, indem sie zu einem tieferen Verständnisse ihres Organismus und zu einer vollkommeneren Benutzung derselben anleitet, waren für die Griechen unwesentlicher, weil sie vermöge ihrer natürlichen Anlage auch ohne Nachhülfe der Schrift zu einer vollkommenen Beherrschung ihrer Sprache gelangt waren.

Wort und Schrift, das sind auch jetzt noch die beiden Angelpunkte aller geistigen Bildung, und jene von den Rhetoren des Alterthums viel behandelte Frage, ob Schrift oder Wort zu geistiger Mittheilung vorzüglicher sei, würde uns noch mehr als sie in Verlegenheit setzen, wenn wir gezwungen wären, nach einer Seite die Entscheidung zu geben.

Haben wir die Liebe zu dem lebendigen Worte und die treue Pflege desselben als etwas erkannt, wodurch die Griechen sich von den älteren Völkern, von den Schriftvölkern des Morgenlandes unterscheiden, so stehen wir mit unsrer Bildung gewissermaßen zwischen Griechen und Orientalen, oder vielmehr über dem Gegensatze, den sie bilden. Unsere Religion und Sitte beruht auf einer Schrift, welche wir als eine heilige Urkunde und als eine Norm unseres sittlichen Lebens anerkennen. Sie giebt uns zugleich den Standpunkt für die Beurtheilung der ganzen Menschengeschichte, indem sie alle wahrhaftigen Offenbarungen Gottes an die Menschen, also die ganze

Geschichte des von Gott geleiteten Gottesbewußtseins der vorchristlichen Menschheit umfaßt. Um sie bewegt sich die seit Beginn unsrer Aera verflossene Menschengeschichte, weil das Schicksal der Völker wesentlich davon abhängt, ob sie diese Schrift und wie sie dieselbe angenommen haben. Sie öffnet uns endlich auch den Blick in den noch unvollendeten Theil der Geschichte und bestimmt unsere Ansicht von dem Endziele derselben. Also sind wir nicht wie die Griechen darauf angewiesen, in uns und um uns zu suchen nach dem lebendigen Gott und durch eigene Forschung unsrer Bestimmung bewußt zu werden, sondern wir haben die Ueberlieferung festzuhalten, wir haben das Gegebene uns anzueignen, wir sind gebunden wie die Schrift- und Gesetzesvölker des Morgenlandes. Indessen lehrt uns dieselbe Schrift, daß der Buchstabe tödte, aber der Geist lebendig mache; sie berechtigt und fordert die volle Anwendung aller geistigen Kräfte; sie will, daß ihr Inhalt in lebendigem Worte und fortschreitender Erkenntniß sich immer neu erzeuge und immer neue Gestalt gewinne; sie will also, daß gesetzliche Gebundenheit und hellenische Freiheit in uns sich versöhne; denn nur aus dieser Versöhnung kann die wahre Befriedigung des Geistes erwachsen, nach der wir Alle ringen.

Neben den heiligen Schriften steht das litterarische Vermächtniß von Jahrtausenden, und über diesem Erbe, dessen Besitz wir immer vollständiger anzutreten suchen, wuchert von Jahr zu Jahr eine neue Litteratur, welche, je mehr das Wissen sich verallgemeinert, desto mehr in

das Unermeßliche anwächst, um das, was seit den Anfängen der Wissenschaft über göttliche und über menschliche Dinge gedacht und beobachtet worden ist, in jeder Form und Fassung dem lebenden Geschlechte darzubieten. So kommt es, daß immer entschiedener die Meinung laut wird, es verliere das Wort mehr und mehr seine Bedeutung; es könne sich die Jugend schneller und vollständiger aus Büchern belehren, es würden die Hörsäle durch die Bibliotheken überflüssig. Einer solchen Ansicht gegenüber müssen wir immer wieder zu den Hellenen zurückkehren und eine einseitige Ueberschätzung des geschriebenen Worts mit allem Ernste bekämpfen.

Die wahre Wissenschaft soll Erkenntniß und Weisheit werden; diese bilden aber den innerlichsten Besitz des Menschen; denn sie gehen in sein sittliches Bewußtsein über und geben seiner ganzen Persönlichkeit das eigenthümliche Gepräge. Durch persönliche Berührung kann deshalb allein die richtige Vorstellung von dem gewonnen werden, was die Wissenschaft uns sein soll; darum wird die persönliche Lehrweise immer die segensreichere und wirkungsvollere bleiben, weil sie einen bedeutenderen sittlichen Einfluß gestattet, während ein Lernen ohne diesen Einfluß leicht zu dem Glauben verleitet, daß die Wissenschaft etwas sei, das wie eine Marktwaare von Hand zu Hand gehen könne, ohne daß die Person des Menschen dabei betheiligt sei. Bevorzugte Naturen können ungestraft besondere Wege gehen; der natürliche Weg heilsamer Einwirkung wird immer der bleiben, daß, wie die Be-

deutung der Religion uns in einem frommen Manne und die der Kunst in einem geborenen Künstler am lebendigsten vor Augen tritt, so auch das Wesen der Wissenschaft in einem wahren Gelehrten erkannt werde. Je massenhafter aber die Litteratur anwächst, um so mehr wird es eine Kunst, diese Masse des Stoffs mit klarem Blicke zu beherrschen, und wenn diese Kunst mitgetheilt werden kann, so geschieht es durch persönliches Beispiel.

Ferner giebt es ja in allen Wissenschaften schwebende Fragen, welche die Gemüther in Spannung halten und selbst die Leidenschaften aufregen. Wer den Gang der Wissenschaft kennt, weiß wie gering die Hoffnung ist, daß durch fortgesetzte Arbeit der Forscher und Schriftsteller auch nur in den wichtigsten Punkten eine Uebereinstimmung derer, die auf Urtheil Anspruch machen, erzielt werde. Je mehr man den Stoff geistig zu durchdringen sucht, um so weiter pflegen die Auffassungen nach der Verschiedenheit der Individualität auseinander zu gehen. Kein gewissenhafter Lehrer kann seine Auffassung als die unbedingt wahre geltend machen; aber der Hörer kann in ungleich vollkommenerer Weise als der Leser von der Ueberzeugung durchdrungen werden, daß es dem Lehrer um die Wahrheit ein heiliger Ernst sei, und indem dieser Eindruck sich ihm einprägt und ihn zu gleichem Ernste anfeuert, empfängt er dadurch eine bessere Gabe, als wenn er eine Reihe fertiger Resultate nach Hause trägt. Wohl bezeugt sich auch in Büchern das geistige Gepräge

eines Mannes, aber wie die Persönlichkeit in ihnen zurücktritt, so auch der Charakter. Jede mündliche Lehre ist eine That, welche wir persönlich vertreten; sie ist nicht dem Mißverständnisse und dem Mißbrauche ausgesetzt, wie das gedruckte Wort, dessen Wirkung wir nicht berechnen können, das so häufig ohne das volle Bewußtsein sittlicher Verantwortlichkeit in die Welt hinausgeschickt wird und, wie alle ferntreffenden Waffen, oft den Feigen dem Tapferen gleichstellt. Je mehr also die Wissenschaft ein Theil unserer Persönlichkeit ist, je mehr es dahin kommt, daß nach dem Grundsatze der Alten Tugend und Erkenntniß nur die verschiedenen Seiten der echten Bildung sind, um so mehr wird die schriftliche Mittheilung an Kraft und Segen hinter der mündlichen zurückstehen.

Wie nahe diese Betrachtungen unsern akademischen Beruf betreffen, leuchtet ein. Sie sind aber nicht bestimmt, ängstliche Gemüther über die Zukunft unserer Universitäten zu beruhigen; sie sollen auch nicht blos an die Jugend gerichtet sein, um sie vor der Täuschung zu bewahren, daß im Bücherlesen ein Ersatz für das Hören zu finden wäre, sondern sie enthalten ganz besonders für die Lehrer der Wissenschaft eine Aufforderung vom höchsten Ernste. Ihre Sache ist es, das lebendige Wort in vollen Ehren zu erhalten, den durch nichts zu ersetzenden Segen desselben kräftig zu erweisen, mit ihrer ganzen Persönlichkeit für ihre Wissenschaft einzutreten und, was sie geben, aus dem Schatze eigener Lebenserfahrung darzureichen. Als ein Vorbild unseres Berufs haben wir die

Hellenen, welche den Schriftvölkern der älteren Zeit gegenüber das freie Wort zu voller Geltung gebracht haben. Sie lehren uns, was lehren sei, und Platons Akademie bleibt ewig das Vorbild jedes akademischen Unterrichts. Denn so Vieles auch jetzt anders sein muß, seit sich das menschliche Wissen in eine Menge von Fachkenntnissen gespalten hat, und das Umfassen des Ganzen, das Erfassen der einen Wissenschaft, immer mehr ein fast übermenschliches Geistesvermögen erfordert, so können und sollen wir doch die Hauptsache festhalten, daß nämlich die Rede des Lehrers eine Seelenleitung werde, daß das lebendige Wort den Geist des Jünglings lebendig mache und ihm zeige, wie er inmitten der zerstreuenden Masse äußerer Eindrücke die innere Sammlung sich bewahre und den festen Kern einer Persönlichkeit, die nichts annimmt, ohne es sich wahrhaft anzueignen, und die aus allen Zweifeln, Kämpfen und Anstrengungen immer geläuterter und gesünder hervorgeht. So wird mehr und mehr alles Wissen in Können, alles Lernen in Erkennen, alle Schulweisheit in Lebensweisheit sich verwandeln. Wenn wir in dieser Auffassung unsers Berufs einer Meinung sind, so wird auch der heutige Festtag unserer Universität dazu beitragen, das Gefühl treuer Gemeinschaft und fester Uebereinstimmung im Denken und Handeln, in Lehre und Wissenschaft zum Heile der Georgia Augusta unter uns zu erhöhen.

5.

Die Bedingungen eines glücklichen Staatslebens.

Man hört unter den Menschen von nichts mehr reden, als von guten und schlechten Zeiten, und darunter werden nicht bloß vorübergehende Verhältnisse verstanden, welche günstig oder ungünstig auf den Wohlstand einwirken, sondern man glaubt auch ganze Geschichtsperioden in dieser Weise unterscheiden zu können und hört wohl gar Einzelne darüber klagen, daß es ihnen nicht beschieden sei, einer anderen, glücklicheren Generation anzugehören. Denn der Grundzug solcher Betrachtungen ist immer das Gefühl des Mißbehagens und der Unzufriedenheit mit den Zuständen der Gegenwart, und so lange wir die Menschen kennen, betrauern sie ein verlorenes Glück und hoffen immer von Neuem auf die Herstellung eines Zustandes, welchen sie als den normalen ansehen und auf den sie ein gewisses Anrecht zu haben glauben. Wie viel Mittel sind nicht ersonnen worden, um diese Hoffnung zu verwirklichen! Da wurden wichtige Begebenheiten benutzt, um von ihnen eine

neue Zeitrechnung zu beginnen, als sollte nun auf einmal das Alte vergessen und zu guter Stunde ein neuer Anfang gemacht werden. Neue Gottesdienste und Opferbräuche wurden eingeführt, Tempel geweiht, Feste und Festspiele gestiftet, Sühnungen ganzer Gemeinden, Städte und Länder vorgenommen, um einen neuen, reinen Anfang zu gewinnen. Oder man knüpfte seine Hoffnungen an solche Wendepunkte, welche mit ewigen Ordnungen der Natur zusammenhängen sollten. Man suchte in den Sternbildern des Himmels, wie in den Büchern der Sibylle nach dem Ablaufe großer Weltperioden, welcher eine Rückkehr der goldenen Zeit, eine Verjüngung und Wiedergeburt der Menschheit zur Folge haben sollte. So verkündete Virgil den Anbruch eines neuen Säculums, und Oktavian feierte es, als die Welt kriegsmüde ihm zu Füßen sank, mit glänzenden Staatsfesten. Inzwischen brach in aller Stille der neue Welttag wirklich an, das angenehme Jahr des Herrn, aber die Christen, die es verkündeten, erhielten zur Antwort, daß der Verheißung des Friedens die Erfüllung fehle; ärger, als je zuvor, sehe es in der Welt aus, und Orosius schrieb seine Weltgeschichte, um den Heiden zu beweisen, daß die früheren Zeiten wenigstens nicht freier von Noth und Elend gewesen seien.

So geht das Sehnen der Menschen durch ihre ganze Geschichte hindurch und ihre Klage tönt, leiser oder vernehmlicher, aus allen Jahrhunderten uns entgegen. Wenn wir aber dennoch nicht umhin können, gute und schlechte

Zeiten zu unterscheiden, so denken wir nicht an das Glück des Einzelmenschen, denn dieses beruht doch zuletzt auf der Harmonie des geistigen Lebens, und wie unter den Wellen in aller Stille die Meerestiefe ruht, so kann auch in den trübsten Zeiten das Menschenherz seines Friedens gewiß und darum glücklich sein. Eben so wenig kann von dem Glücke der Völker, die zu einer Zeit gelebt haben, im Allgemeinen die Rede sein, weil hier die Ungleichartigkeit der Zustände jede gemeinsame Beurtheilung unmöglich macht. Wir können also nur von einzelnen Völkern und Staaten reden, und je mehr diese ein organisches Gesammtleben haben, um so mehr werden die einzelnen Glieder Glück und Unglück des Ganzen theilen. Darum treten uns auch in der alten Geschichte die verschiedenen Stufen des gemeinsamen Wohlbefindens am deutlichsten entgegen, die Zeiten der Dürre, der Ermattung, des Verfalls, und wiederum solche, welche von frischem Lebensodem beseelt und von einer kraftvollen Entwickelung erfüllt sind, wo das Volksleben gleichsam in voller Blüthe steht. Dies sind die Lichtpunkte und Sonnentage der Geschichte, deren Vergegenwärtigung unser Herz erfreut, und bei festlichen Anlässen ist es wohl vergönnt, bei solchen Zeiten anschauend zu verweilen. So lassen Sie uns heute einen Abschnitt dieser Art in das Auge fassen, und zwar den Höhenpunkt der attischen Geschichte; lassen Sie uns das Glück des perikleischen Athens in der Weise prüfen, daß wir daran erkennen, welche Züge es vorzugsweise sind,

die uns berechtigen, einer Zeit den Namen einer großen und glücklichen zu geben.

Um das Glück einer Zeit zu bestimmen, bedarf es vor Allem eines Maßstabs, und dieser ist kein unmittelbar gegebener. Denn so sehr die Menschen alle darin einverstanden sind, daß sie glücklich sein wollen, so weit sind sie in der Bestimmung dessen, was sie Glück nennen, von jeher auseinander gegangen und noch heute pflegt jedes Lebensalter, jede Bildungsstufe, ja, jede Menschennatur ein anderes Ideal zu haben. Die Meisten haben freilich immer das Wesen des Glücks darin gefunden, daß es etwas außerhalb aller Berechnung Liegendes und von der Thätigkeit des Menschen durchaus Unabhängiges sei; die Weisen des Alterthums haben uns aber schon einen anderen Standpunkt kennen gelehrt. Sie haben erkannt, daß das, was alle Menschenseelen nach ihrem innersten Naturtriebe erstreben, unmöglich etwas Derartiges sein könne, was einzelnen Begünstigten durch Zufall in den Schoß falle und eben so leicht dem Besitzer wieder abhanden komme. Es könne dasselbe vielmehr nichts anderes sein, als die Verwirklichung dessen, worauf die menschliche Natur angelegt sei, die Erfüllung ihrer sittlichen Zwecke. So haben die Griechen den Begriff des Glücks der Sphäre des Zufälligen entrückt und ihn, als den des höchsten Gutes, kühn und sicher in die Mitte ihrer Sittenlehre gestellt; sie haben die Begriffe von Tugend und Glück unzertrennlich mit einander verbunden. Auf diesem Standpunkte sehen wir Solon dem

eitlen Lyderkönige gegenüber stehen und mit ihm sind die größten Philosophen des Alterthums bis Aristoteles hinauf im Einklange geblieben. Ihnen werden auch wir uns hier um so lieber anschließen, da nach ihren Grundsätzen menschliche Tugend und menschliches Glück sich nur in der Staatsgemeinschaft verwirklichen konnte, und werden also das Wesen eines glücklichen Staats darin erkennen, daß er bei allen seinen Angehörigen eine der Tugend gemäße, volle Entfaltung aller sittlichen Kräfte nicht nur gestattet, sondern auch möglichst anregt und fördert.

Die erste Voraussetzung ist also die, daß solche der Entfaltung fähige Kräfte vorhanden sind, die dem Staate eine Zukunft verbürgen. Aber es müssen nicht nur ungeschwächte und bildungsfähige Kräfte da sein, sondern sie müssen auch schon angeregt, geübt, in Anstrengung bewährt und dadurch zum Bewußtsein gekommen sein, wenn sie der vollkommenen Entfaltung, in welcher wir das Wesen des glücklichen Zustandes erkennen, nahe sein sollen. Eine solche Zeit der Erweckung hatte Athen durchlebt, ehe es in die perikleische Zeit eintrat. Kühnes Muths hatte die kleine Bürgerschaft mit dem mächtigsten Weltreiche angebunden, indem sie den aufständischen Ioniern Hülfe gewährte; aber dieser Hülfszug war kein thörichtes und abenteuerliches Unternehmen, sondern er ging von dem klaren Bewußtsein aus, daß hellenisches Volk nicht bestimmt sei in Dienstbarkeit der Barbaren zu stehen, und von der richtigen Erkenntniß, daß die bei-

den Meerseiten zu gemeinsamer Geschichte berufen seien, deren Mittelpunkt Athen sein müsse. Es war der erste Schritt einer unabhängigen und nationalen Politik, die erste That einer Großmacht. Freilich hatte sich Athen dadurch in einen unabsehlichen Krieg verwickelt, aber es war ein nothwendiger, ein gerechter und ein segensreicher. Denn alle Verluste an Gut und Menschenleben wurden weit überwogen durch die geistige Erhebung, welche der Gewinn des Sieges war. Nachdem man Stadt und Land preisgegeben, war die Idee des Staats, als einer von äußerem Besitze unabhängigen Gemeinschaft neu geboren, und die Idee des Hellenenthums den Athenern in neuer Kraft aufgegangen. Da war also an ein behagliches Ausruhen auf den gewonnenen Lorbern nicht zu denken, sondern wie man erst nach Beginn des Kampfes die Kriegsmittel herbeigeschafft hatte, so mußte auch nach dem Siege erst die volle Berechtigung zu demselben gewonnen werden. Auch der Geist verlangte neue Erwerbungen, einen weiteren Gesichtskreis, eine höhere Bildung; es war eine tief bewegte, eine gährende und in sich arbeitende Zeit des Uebergangs. Denn noch bestand in männlicher Kraft das alte Athen, die Generation der Marathonkämpfer, den väterlichen Sitten treu ergeben, mäßig, schlicht und bürgerlich, als deren Kern sich die Familien betrachteten, die seit unvordenklichen Zeiten den Boden von Attica bestellten. Daneben drängte sich das jüngere Athen vor, in jener Zeit aufgewachsen, die Themistokles mit seinem Geiste beseelte, da man Häfen

und Werften baute, Schiff auf Schiff in rastloser Geschäftigkeit von Stapel ließ und alles junge Volk sich mit Ruder und Segel übte. Da wurde der Blick von den väterlichen Fluren in's Weite gerichtet, wo Insel an Insel sich reihte, die bis zu den fernsten Küsten auf Athens Schutz zählten. Damit begann ein Aufschwung der Gewerbe, ein Trieb zu Unternehmungen, ein Hang zu raschem Handelsgewinne, wodurch die Stille des bisherigen Lebens vollständig unterbrochen war. Nun kamen dazu die anregenden und aufregenden Berührungen mit den Städten Joniens, wo eine Forschung begonnen hatte, welche sich der Welt der Erscheinungen kühn entgegenstellte, die den menschlichen Geist aufrüttelte aus seinem behaglichen Dahinleben und ihn frei machte von dem Ansehen des Herkömmlichen. Eine neue Bewegung begann, indem Alles in Frage gestellt wurde, um entweder verworfen, oder sicherer als bisher gewonnen und besessen zu werden. Mit dem Zweifel begann der Kampf und das Ringen nach bleibender Wahrheit; neben den praktischen Tugenden, wie sie der Bürger in Krieg und Frieden zu gemeinem Nutzen bethätigt hatte, entfalteten sich neue Tugenden, indem der Geist ohne äußere Zwecke nach der Anschauung des Ewigen und Göttlichen trachten lernte, die Tugenden der Erkenntniß und der Weisheitsliebe.

Also die erste und wesentliche Voraussetzung des Staatsglücks war vorhanden, eine Fülle von Lebenskräften, in einem Staate vereinigt, und zwar in einem

Staate, der das glücklichste Maß der Größe hatte, nicht gefährdet durch eine zu große Kopfzahl, welche den Staat schwächt anstatt ihn zu stärken, indem sie Unordnungen hervorruft und die klare Uebersichtlichkeit unmöglich macht, wie sie den republikanischen Gemeinden des Alterthums unentbehrlich war; andrerseits aber auch nicht an abnehmender Bürgerzahl leidend, wie Sparta, dessen Leitung dadurch mehr und mehr in die Hände eines sich verengernden Familienkreises gerieth, sondern eine vollkräftig blühende Bürgermeinde, deren Gesundheit auf Mäßigkeit und gymnastischer Uebung beruhte, ein Bürgerstaat, der es durch Fleiß und Klugheit zu einem allseitigen Wohlstande gebracht hatte, selbstgenugsam in Krieg und Frieden, durch seine Mauern dem Feinde unnahbar und durch seine Flotte im Stande allen Mächten am Mittelmeere die Spitze zu bieten, ein Staat, an welchen sich eine große Menge gewerbthätiger Insassen angeschlossen hatte, die dem Staate, dessen Schutz sie genossen, mit Treue anhingen, ein Staat endlich, der reich an Sklaven war, welche dem Bürger die niederen Arbeiten abnahmen und ihm die zur Entwickelung bürgerlicher Tugenden unentbehrliche Muße verschafften, ohne daß sie, wie die Heloten, eine feindlich lauernde und staatsgefährliche Menge bildeten.

Unter diesen Umständen kam es nur darauf an, daß die in Athen vorhandenen Kräfte, die geübten und bewährten sowohl wie die neu angeregten und ihrer Entwickelung harrenden, zu einem festen und klar erkannten

Ziele geleitet wurden, damit sie nicht etwa zerstörend oder hemmend einander entgegenwirkten. Eines festen Ziels bedarf ja zu seinem Heile der Staat so wohl wie der einzelne Mensch; denn glücklich kann nur der sein, welcher weiß, was er will. Die Entschiedenheit des Willens verdoppelt unsere Kraft und ist die Quelle jeder freudigen Gemüthsstimmung. Darum halten wir einen gewissen Geist für unser bestes Gut, darum betrachten wir mit Vorliebe das Leben solcher Männer, welche ganz dahin gegeben waren an die Macht einer Idee und vertiefen uns am liebsten in solche Abschnitte der Geschichte, in welchen alle besseren Volkskräfte nach einem Ziele streben. Wenn wir daher berechtigt sind zwischen guten und schlechten Zeiten zu unterscheiden, so dürfen wir wohl diejenigen für die bevorzugten halten, welche von einem großen und bewußten Berufe erfüllt sind.

Einen solchen Beruf hatte Athen, und zwar war es kein willkürlich gemachter und kein von ehrgeizigen Parteiführern ersonnener, sondern ein solcher, der sich aus der Vergangenheit mit Nothwendigkeit ergab, den die Geschichte der Stadt und des Volks forderte, ein attischer zugleich und ein hellenischer Beruf.

Eine fast unzählige Menge von Gemeinden hatte das hellenische Volk in seinen Gebirgsthälern und Küstenlandschaften gegründet; in der Anlage einzelner Städte, im Ausbau scharf begränzter Cantonalstaaten war das Mögliche geleistet; denn auch außerhalb ihres engeren Land- und Seegebiets hatten die Hellenen kühn jeden

Platz sich angeeignet, der ihren Handelszwecken entsprach; überall hatten sie mit überlegener Geisteskraft die Barbaren zurückgedrängt und an den fernsten Gestaden ihre Sprache, Sitte und Religion festgehalten. Jetzt war es an der Zeit die zerstreuten Kräfte zu sammeln und nach einer seit Jahrhunderten fortschreitenden Zersplitterung des Volks die Einheit desselben wieder zur Geltung zu bringen.

Einst war Delphi der Träger der griechischen Volkseinheit gewesen, aber es hatte längst seine Macht verloren und durch seine feige Haltung in den Freiheitskriegen jedes Anrecht auf Oberleitung der hellenischen Angelegenheiten eingebüßt. Auch Sparta hatte seine Führerschaft verloren und zwar durch den schnöden Egoismus seiner Politik, durch die Schlechtigkeit seiner Heerführer und die gänzliche Unfähigkeit größere Unternehmungen zu leiten. Darum hatte sich in der Stunde der Noth das ganze jenseitige Hellas an Athen angeschlossen, und niemals ist ein Staat auf eine gerechtere Weise zu einer Großmacht geworden; denn durch ihre Thaten hatten die Athener ein Nationalgefühl wieder geschaffen, und die Möglichkeit einer freien Fortentwickelung der griechischen Staaten war ihr Verdienst. Aber dieser Ruhm war es gerade, welchen die Anderen ihnen nicht gönnten. Sparta, dem die kleinen Kantone gewohnheitsmäßig anhingen, wollte keine Macht neben sich anerkennen und suchte nur nach Gelegenheit, Athen zu schaden; die Mittelstaaten, namentlich Korinth und Theben, schürten unaufhörlich

die Erbitterung, theils aus Aerger über die Machtstellung eines Staats, den sie als ihresgleichen angesehen hatten, theils aus Abneigung gegen die volksthümlichen Einrichtungen des attischen Staats. Sie wollten einmal von der Größe Athens nichts wissen und betrachteten dieselbe nur wie eine ungehörige Unterbrechung der griechischen Geschichte.

Und doch ruhte die ganze Geschichte auf der einen Stadt! Denn nachdem sie Griechenland gerettet und eine neue Bahn gebrochen hatte, ging sie allein auf derselben vorwärts, während die Anderen nur eigensinnig trotzen, hemmen und verneinen konnten. Sie mußte nun, unbekümmert um den Neid der Kleinen und die Mißgunst der Böswilligen, aus eigener Kraft die ferneren Aufgaben der griechischen Volksentwickelung durchführen und für Alle allein die Gränzen hüten, das Meer sichern, und die griechische Cultur auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft zu vollkommener Gestaltung zu bringen suchen. Fürwahr ein großer Beruf für eine einzelne Stadt, aber zugleich ein solcher, dessen Bahn klar vorgezeichnet war; ein idealer Beruf und doch ein unmittelbar praktischer, an welchem sich jeder Bürger persönlich betheiligen konnte und betheiligen mußte, ein Beruf endlich, welcher seinen reichen Lohn in sich trug, indem er für alle Staatsangehörigen eine Erziehung zur Tapferkeit, zu freier Geistesbildung und uneigennütziger Vaterlandsliebe war.

Glücklich preisen wir den Staat, welchem ein so

großer und so bestimmter Beruf vorliegt, ein Beruf, der kein haltloses Schwanken gestattet, der die Gedanken vom Kleinlichen und Selbstischen abzieht, der die höchsten Ziele zu den nächsten macht und alle menschlichen Tugenden als Bürgerpflichten fordert. Aber in welcher Form, in welcher Verfassung sollte es Athen gelingen einem solchen Berufe zu genügen?

Athen stand am Ende einer Reihe von Verfassungszuständen. Unter einem starken Erbkönigthume hatte der Staat Einheit und Kraft gewonnen; das königliche Geschlecht war von dem anwachsenden Adel nach und nach seiner Vorrechte beraubt worden; aus dem Parteizwiste der Adelsgeschlechter war die Tyrannis erwachsen und nach ihrem Sturze wurden die Hoheitsrechte des Staats der Bürgerschaft übergeben, welche sich durch gleichmäßige Bethätigung einer aufopfernden Vaterlandsliebe das Recht erworben hatte, daß alle ihre Mitglieder gleichen Zutritt zu den Aemtern der Regierung und gleichen Antheil an der Gesetzgebung erhielten. Die Demokratie war nunmehr die zu Recht bestehende Verfassung, und die außerordentliche Siegeskraft, welche die Bürgerschaft entwickelte, zeigte deutlich, daß diese Verfassung die für Athen wahrhaft angemessene sei; es konnte keine geeigneter sein, um eine wetteifernde Anspannung der Kräfte, eine allgemeine Hingebung und Opferbereitschaft hervorzurufen. Aber mit Opfern und Kriegsmuth allein war es nicht geschehen; auch die besten Gesetze halfen hier nicht aus. Athen bedurfte nach den Siegen einer festen, besonnenen und

klugen Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, es bedurfte eines kräftigen, persönlichen Regiments, es bedurfte eines Mannes, wie Perikles war.

Perikles war kein selbstsüchtiger Parteimann und kein neuerungssüchtiger Demagoge, der mit der Vergangenheit des Staats brechen wollte. Er entstammte selbst dem ältesten Landesadel und zugleich dem Geschlechte der Alkmäoniden, das zu dem jüngeren Adel gehörte und die Idee der Bewegung im Staate vertrat. Mit der Vorzeit des Landes eng verwachsen, war er aber zugleich von den Interessen der Gegenwart lebendig erfüllt. In ihm lebten die Gedanken des Themistokles, nur daß er mit Besonnenheit und Gerechtigkeit ausführen wollte, was Jener in Hast und gewaltthätig erzielte; denn er war als Staatsmann gewissenhaft und uneigennützig wie Aristides, und dabei als Feldherr glücklich und unüberwindlich wie der Sohn des Miltiades. Aber die Lage des Staats verlangte mehr, als eine Vereinigung der Vorzüge, welche die früheren Staatsmänner Athens ausgezeichnet hatten. Athen bedurfte einer königlichen Leitung; aber ein Königthum läßt sich nicht schaffen, wenn es untergegangen ist. Auch der Adel konnte nicht wieder an die Spitze treten; denn wenn es auch im Volke an alten Geschlechtern nicht fehlte, welche noch immer durch reichen Besitz und angestammte Tüchtigkeit eine politische Bedeutung sich bewahrt hatten, so hatten sie sich doch in den Freiheitskriegen nicht bewährt; in ihren Kreisen hatte sich mannigfache Hinneigung zum Nationalfeinde gezeigt, die Erhaltung

ihrer Standesrechte hatte ihnen höher gegolten als des Volks Ruhm und Ehre, und was Athen betrifft, so hatte sich hier deutlich gezeigt, daß die Aristokratie ihre Vaterstadt lieber unter Sparta gebeugt, als in freier Verfassung aufblühen sehen wollte. Die ernste Mahnung der Geschichte, daß alle politischen Rechte verwirkt werden, wenn die Inhaber derselben sich in frevelhaftem Selbstdünkel der Bewegung der Zeit entgegenstemmen, hatte sich auch hier bewährt; der Adel hatte die Führerschaft verloren und seine Schuld war es, daß die Demokratie die allein mögliche Verfassung war.

Aber auch sie war praktisch unmöglich. Denn wie kann die Leitung eines ausgedehnten Reichs, das aus weitzerstreuten und locker verbundenen Gliedern besteht, und überall angefeindet und bedroht wird, einer Bürgermenge überlassen werden, die auf offenem Markte tagt und in ihrer Gesammtheit unfähig ist, verwickelte Staatsverhältnisse zu behandeln!

Nicht selten sind in der Geschichte solche Fälle eingetreten, wo ein Staat plötzlich in Verhältnisse kommt, in denen die hergebrachte Verfassung sich für den erweiterten Beruf untauglich erweist, und es fehlt dann nicht an kühnen Männern, welche die Mängel abzustellen suchen. So erkannten in Gela die Söhne des Deinomenes, daß das ganze Griechenthum in Sicilien auf die Dauer nur durch eine starke Concentration, durch die Aufrichtung einer Reichsmacht erhalten werden könne. Gelon machte daher mit List und Gewalt Syrakus zum Mittelpunkte

eines Inselreichs, und wenn er sich auch nachträglich durch allgemeines Stimmrecht die ertrotzte Gewalt bestätigen ließ, so war er doch ein Gewaltherr und das Schicksal seines Hauses war das eines Tyrannenhauses. In dem unter einer lahmen und unwürdigen Familienherrschaft stehenden Rom erkannten die Gracchen die Nothwendigkeit einer neuen Staatsleitung, eines persönlichen Regiments, wenn Rom seinem Weltberufe genügen sollte, aber sie brachten es nur zur Revolution und ihre Gedanken konnten am Ende nur auf den Trümmern der ganzen zu Recht bestehenden Verfassung ausgeführt werden. Auch in Freistaaten neuerer Zeit ist die Verfassung thatsächlich aufgehoben worden, wenn dieselben in politische Beziehungen von größerem Umfange eintraten, wie z. B. in Florenz, als die Mediceer mit erblicher Macht an der Spitze des Gemeinwesens standen. In allen Fällen dieser Art, wo aus praktischen Gründen die Staatsordnung als untauglich beseitigt wird, finden wir, daß mehr oder minder schroff das Recht gebrochen wird und daß unberechtigte Gewalten, wie die des Geldes, des soldatischen Anhangs und der durch schlechte Mittel erworbenen Volksgunst den Staat an sich reißen. Nur eine Macht giebt es, welche in allen Zeiten die wahrhaft berechtigte ist, das ist die Macht des Geistes, die Macht hervorragender Einsicht und Tugend. In dem Maße, wie diese zur Geltung kommt, ist jede Verfassung eine normale und gute, wie der Seelenzustand des Einzelnen ein wohlgeordneter ist, wenn die zur Herrschaft berufenen Seelenkräfte die

niederen Triebe leiten; in dieser Beziehung giebt es also in der That nur eine einzige richtige Verfassung, die wahre Aristokratie. Und darin bestand nun das unvergleichliche Glück Athens, daß ihm in der Zeit seiner schwierigsten Aufgaben eine solche Verfassung zu Theil wurde, und zwar ohne Gewaltsamkeit, ohne sogenannte „rettende Thaten“ und ohne Rechtsbruch.

Wir dürfen dies wohl als etwas der griechischen Nation Eigenthümliches ansehen, daß bei ihr seit ältesten Zeiten geistige Bildung als eine Macht im Staate angesehen worden ist. Ihre Könige schon sind Lehrer des Volks, wie Pittheus in Trözen, der auf dem Markte am Musenheiligthume seine Unterthanen zu Redeübungen vereinigt haben soll. Die Macht Delphis beruhte auf der dort vereinigten Wissenschaft; die ältesten Philosophen, wie Thales, Empedokles, Parmenides, waren einflußreiche Staatsmänner. Der große Gelehrte Hekataios hatte eine einflußreiche Stimme bei den Joniern, und als durch die Verschmähung seines Raths die Erhebung mißlungen war, half er noch durch seinen Einfluß das Schicksal der Besiegten mildern, gerade so wie wir am Ende der griechischen Geschichte Polybios thätig sehen, seinen Einfluß bei den Siegern zu Gunsten seiner Landsleute geltend zu machen, und wie sehr man den Besitz hervorragender Welt- und Menschenkenntniß als Bedingung einer würdigen Amtsführung im Staate ansah, bezeugt noch der gelehrte und philosophisch gebildete Strabo, der sein bewunderungswürdiges Lehrbuch der Erdkunde für Solche

schrieb, die sich zu staatsmännischer Thätigkeit vorbereiten wollten.

Dieser echt hellenische Gesichtspunkt hatte vorzugsweise seine Geltung in Athen, und wenn nun Perikles hier kraft des unveräußerlichen Herrscherrechts überlegener Geisteskraft die erste Stelle im Staate beanspruchte, so kam ihm dabei der Umstand zu Gute, daß um seine Zeit eine neue Seite hellenischer Bildung und damit eine neue Kraft des hellenischen Geistes sich entfaltete. Perikles war einer der Ersten in Athen, die philosophisch gebildet waren. Als Schüler und Freund des Anaxagoras hatte er einen Standpunkt gewonnen, den Keiner mit ihm theilen konnte. Er stand außerhalb der Menge und darum konnte er sie bewegen; er war als Philosoph über ihre Vorurtheile erhaben; als Philosoph hatte er einen stets auf hohe Ziele gerichteten Sinn, überlegene Denkkraft, unerschütterliche Fassung, Klarheit des Urtheils und eine Fülle von Gesichtspunkten, die er mit Geistesgegenwart beherrschte. Also die Forderung, von welcher Plato die Möglichkeit einer glücklichen Reform des gesellschaftlichen Lebens abhängig macht und die gewöhnlich von allen platonischen Forderungen am meisten belächelt zu werden pflegt, daß nämlich Philosophen im Staate herrschen müßten, diese Forderung würde, so weit sie vernünftig ist, durch Perikles verwirklicht.

Aber wie war denn ein solches Herrschen möglich, innerhalb einer vollendeten Demokratie, deren Grundsatz es ist, keine Autorität dem Volke gegenüber anzuerkennen,

jede Macht durch Theilung zu beschränken und auch die beschränkte Macht nur auf kurze Frist zu verleihen, um den Gegensatz von Regierenden und Regierten möglichst aufzuheben?

Freilich war das Staatswesen der Athener darauf angelegt, daß soviel wie möglich alle Bürger abwechselnd regieren und gehorchen sollten, aber sie haben niemals das Heil ihres Staats dem Unwesen einer unbedingten Massenherrschaft preisgegeben. Sie haben ihre Beamten erlooft, weil sie glaubten, daß zu den laufenden Verwaltungsgeschäften jeder ihrer Mitbürger die genügende Vorbereitung besitze, und das Loos hat die Stadt vor vielem Unsegen der Wahlumtriebe und Parteikämpfe bewahrt; aber sie haben demselben niemals eine unbedingte Berechtigung eingeräumt. Das Amt der Heerführung, mit welchem ausgedehnte Vollmachten in Beziehung auf die auswärtigen Angelegenheiten und die öffentliche Sicherheit verbunden waren, so wie die oberste Finanzstelle sind immer den Männern des allgemeinen Vertrauens vorbehalten worden. Diese Aemter stiegen an Ansehen, so wie die Loosämter an Bedeutung verloren. Es bedurfte also nicht der Aufhebung des Looses, wie sie in Florenz erfolgte, um die Herrschaft der Mediceer zu befestigen, sondern Perikles regierte den Staat, ohne eine seiner Institutionen zu verletzen; er regierte ihn als der erwählte Mann des öffentlichen Vertrauens, als Berather der Bürgerschaft, als Oberfeldherr der Republik, als Aufseher ihrer Finanzen und endlich als Bevollmächtigter

der Gemeinde zur Ausführung der öffentlichen Arbeiten. So vereinigte sich in dem perikleischen Regimente das Gute der verschiedensten Staatsformen; der unverkennbare Vorzug einer Demokratie, welche Alle zu gleicher Theilnahme am Staatswesen heranzieht, jeden einzelnen Bürger für das Heil des Ganzen verantwortlich macht, Willkür, Einseitigkeit, Mißbrauch der Gewalt, Unredlichkeit der Politik möglichst verhütet und die größte Kraftentwickelung hervorruft. In dem allgemeinen Wetteifer bewähren sich die Besten der Bürger, und indem diesen die Vertrauensämter übertragen werden, so verbindet sich mit der Volksherrschaft der jedem Gemeinwesen unentbehrliche Segen einer wahren Aristokratie. Der seltenste und glücklichste Fall ist aber ohne Zweifel der, wenn sich Einer als der Beste bewährt. Dann ist scheinbar freilich die Demokratie aufgehoben, denn es herrschen nicht Alle, sondern Einer, nicht der Erste, Beste, sondern der Erste und Beste; aber dennoch konnte eine solche Herrschaft nur aus dem Boden der Demokratie sich entwickeln, denn diese hat ja gerade darin ihre politische Berechtigung, daß in ihr ohne alle Nebenrücksichten der unbedingt Beste an die erste Stelle rücken kann. Er stellt die Tugend, welcher Alle nacheifern, das Gesetz, welchem Alle dienen, in sich persönlich dar. Anstatt des todten Buchstabens steht ein persönliches Wesen im Mittelpunkte, wie es zu allen Zeiten ein Bedürfniß der menschlichen Natur gewesen ist, ein Mann, der immer das Ganze im Auge hat, und mit jenem königlichen Blicke, wie ihn Plato

entwickelt, die Dinge beherrscht. Und ein solcher König war Perikles inmitten der Republik, kein Parteihaupt, darum frei und unabhängig; ein gerechter König, indem er nicht das Seine suchte, sondern, von aller Hoffart fern, ein arbeitvolles Leben ganz dem Staate widmete; ein legitimer Fürst, indem er durch freiwillige Anerkennung seiner Mitbürger herrschte; ein schlichter Bürger und dennoch ein geborener Herrscher, denn er war mit Gaben so außerordentlicher Art ausgerüstet, daß er nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hatte, durch dieselben zu herrschen. Er hatte die Kraft des Genius, welche die zerstreuten Elemente magnetisch anzieht und ihnen Bewegung und Richtung giebt. Seine Herrschaft war um so sicherer, je verständiger und tugendhafter seine Mitbürger waren; er hob sie empor, wenn er sie leitete; es verstummten in ihnen die niederen Begierden, wenn er zu ihnen redete. Das war die ethische Kraft seines monarchischen Regiments, und so dürfen wir wohl sagen, daß sich das Gute der verschiedenen Staatsformen auf die seltenste Weise in dieser Staatsleitung vereinigte.

Aber was den Inhalt der perikleischen Politik betrifft, lag nicht in ihr der Keim des Bürgerkriegs, war nicht die Schwäche und Demüthigung der anderen Bundesstaaten Voraussetzung und Ziel der Größe von Athen, war Perikles Regiment nicht eine Herausforderung gegen Sparta und wie kann man die Vorbereitung des entsetzlichsten Bürgerkriegs eine glückliche Periode nennen?

Freilich haben schon im Alterthume Feinde und Spöt-

ter Perikles den Anstifter des Kriegs genannt; freilich war er vorzugsweise der Gegenstand des Hasses von Sparta, das seine Ausweisung als Unterpfand des Friedens verlangte; aber diese Forderung beruhte nur darauf, daß man in Perikles die Macht Athens erkannte, wie aus gleichem Grunde der Feind unsers deutschen Vaterlandes die Ausweisung seines größten Staatsmanns verlangte. Perikles hat nie einen Haß gegen die anderen Staaten gezeigt. Er hat alle unberechtigten Oberhoheitsgelüste ruhig und entschlossen zurückgewiesen; er hat die Ummauerung Athens vollendet, Heer und Flotte geordnet, den Staatsschatz gesammelt, damit seine Vaterstadt jeden Augenblick kriegsbereit sei und selbstgenugsam; er hielt die Bündner auch wider ihren Willen fest, weil er den kleinen Inselstädten nicht das Recht zugestehen konnte, nach eigener Laune ihre Politik zu bestimmen und dadurch die mit viel Blut erkaufte Sicherheit des griechischen Meers in Frage zu stellen, aber er war ein entschiedner Gegner aller Eroberungsgelüste, er war ein Mann des Friedens, weil nur im Frieden Athen das Werk, zu dem es berufen war, ausführen konnte, und dies Werk war ein nationales.

Ein politisches Vaterland gab es nicht mehr. Der in den Freiheitskriegen erneuerte Staatenbund war aus einem Schutze der nationalen Entwickelung eine Fessel derselben geworden und endlich durch Spartas Schuld aufgelöst worden. Perikles versuchte neue Einigungen, aber umsonst. Athen blieb auf sich angewiesen. Es

mußte also die geistigen Güter, die den nationalen Gemeinbesitz bildeten, um so treuer pflegen, um so rastloser dahin streben, das Bild eines vollkommenen Griechenthums bei sich darzustellen, und seine Schuld war es nicht, wenn dasselbe ein vollständiges Gegenbild von Sparta wurde. Es handelte sich also nicht bloß um eine achtunggebietende Machtbildung dem Auslande gegenüber, sondern auch um eine Ausgleichung der Stammesunterschiede, um eine Verbindung der noch im Gegensatze stehenden Volkskräfte, um eine Aussöhnung alter und neuer Bildung; denn die Aufklärung drang von Jonien unaufhaltsam ein. Abwehren ließ sie sich nicht, aber es kam darauf an, den Glauben der Väter festzuhalten, mit welchem die Volkssitte und Volkskraft unauflöslich verbunden war, und diese Versöhnung war die Aufgabe der Kunst, wie sie von Pheidias und Sophokles geübt wurde. Indem in Athen vereinigt wurde, was bis dahin in den verschiedenen Stämmen und an verschiedenen Orten sich entwickelt hatte, entstand aus der Vereinigung etwas wesentlich Neues; es entstanden Kunstwerke, die weder dorisch noch ionisch, sondern attisch und zugleich echt hellenisch waren. Es entwickelten sich auch ganz neue Richtungen, wie in der Philosophie, in der Beredsamkeit und in der Geschichtschreibung. Herodot und Thukydides sind als Historiker so verschieden wie möglich von einander, aber in dem Einen stimmten sie überein, daß der Staat des Perikles den Mittelpunkt ihrer Geschichtsanschauung bildete. Und alle die großen Leistungen der

Stadt in Wissenschaft, Poesie und Bildkunst, sie gehörten nicht einem auserwählten Kreise der Gesellschaft an, sie bildeten nicht den Schmuck eines Hofes, sie dienten nicht zu prahlerischer Schaustellung des erworbenen Wohlstandes, sondern sie gehörten dem Gemeinwesen an, wirkten bildend und läuternd auf alle Angehörigen desselben und kamen durch Betheiligung der ganzen Bürgerschaft zu Stande. Jeder Bürger mußte stolz sein auf eine Vaterstadt, die Solches leisten konnte, ja jeder gebildete Hellene mußte sich in Athen zu Hause fühlen und anerkennen, daß in der Stadt des Perikles das wahre Hellas sei. War also sein Wirken nicht ein echt nationales, und war es nicht ein Glück für Athen, wie es sich selten wiederholt, einem so hohen Berufe in solcher Weise genügen zu können?

Aber, sagt man, so glänzend immerhin der Zustand des perikleischen Athens war, als einen glücklichen dürfen wir ihn kaum preisen, da er doch nur ein Moment war in der Volksgeschichte; der rasche Verfall zeigt ja, auf wie unsicheren Grundlagen jenes Glück beruhte. Soll damit die Blüthe Athens als eine künstlich getriebene und deshalb vergängliche bezeichnet werden, so widerspricht dem der Charakter der ganzen Zeit und ihrer Werke. Was sie geleistet hat, ist durch den überschauenden Blick des Einen Mannes nach allen Seiten gefördert worden, aber eine willkürlich hervorgerufene, durch äußere Mittel und um äußerer Zwecke willen angeregte, durch Ueberreizung beschleunigte können wir die Entwicke-

lung Athens nicht nennen, sondern sie ist aus dem Volke mit frischen Trieben hervorgegangen, national und gesund. Oder soll etwa gar die Zeitdauer den Maßstab des Glücks abgeben? Das würde freilich vollständig dem widersprechen, was wir im Einverständnisse mit den Weisen Griechenlands als das Wesen des Glücks erkannt haben. Dann müßte eine lange Reihe kümmerlicher Jahre einem kurzen, inhaltreichen Leben in voller Kraft der Gesundheit, dann müßte das lange, kränkelnde Dasein des spartanischen Staats der Vollblüthe des attischen Lebens vorgezogen werden!

Die Staaten des Alterthums lebten rascher, als die neueren, schon deshalb weil sie kleiner waren und ihre Bürgerschaften abgeschlossene Körperschaften; jeder öffentliche Unfall betraf unmittelbarer jeden Einzelnen, jeder Verlust wurde schwerer ersetzt, jede Veränderung war durchgreifender. Daher sind die Krisen des Verfassungslebens häufig so plötzlich eingetreten, und in manchen Staaten können wir beinahe nach Jahr und Tag den Wendepunkt des inneren Lebens bestimmen. In Athen war die Umänderung besonders plötzlich und überraschend; sie war aber nicht die Folge der von Perikles geleiteten Entwickelung, sondern allgemeiner Entwickelungsgesetze, denen keine Macht des Geistes die alten Staaten entziehen konnte, und dazu kamen Unfälle von unberechenbarer und unwiderstehlicher Beschaffenheit, welche den Kern der Bürgerschaft zerstörten. Und sollte Perikles, wenn er die kurze Dauer der Größe Athens voraussah,

etwa anders gehandelt haben? Sollen wir die Energie unsers Strebens nach der muthmaßlichen Dauer des Erfolgs abmessen, dann wäre Demosthenes ein Thor und Verbrecher gewesen, dann würde von Heldensinn und Heldenthat in der Geschichte nicht mehr die Rede sein.

Und war denn nach Perikles Tode auf einmal Alles vorbei? Wer wagt das zu behaupten? Freilich verstimmten sich bald die Saiten, die Harmonie trübte sich; niedere Richtungen gewannen die Oberhand. Aber der Segen, der jeder großen Zeit folgt, blieb auch hier nicht aus. Die perikleischen Denkmäler blieben der beste Schatz der Stadt für alle Jahrhunderte; Athen blieb auch ohne Perikles unüberwindlich, so lange es den Grundsätzen seiner Politik folgte; es blieb der heimathliche Herd aller höhern Richtungen des hellenischen Geistes, und so lange noch Lebenskräfte vorhanden waren, haben die Athener im Andenken an jene große Zeit immer sich selbst wiedergefunden.

Eines freilich kehrte niemals wieder. Das war die Universalität des griechischen Geistes, wie sie sich in Perikles dargestellt hat. Große Feldherren, Staatsmänner, Philosophen und Redner hat Griechenland noch in bedeutender Anzahl hervorgebracht, und mit der Trennung der verschiedenen Richtungen wurde in den einzelnen Fächern sogar eine größere Meisterschaft erreichbar. Er aber war, wie der Erste, so auch der Letzte, der alle Kräfte des griechischen Geistes harmonisch in sich entfaltete und an dem entscheidenden Wendepunkte der natio-

nalen Entwickelung den Besitz der Vorzeit mit dem Gewinn der Neuzeit zu verbinden wußte, ein Altathener zugleich und ein Jonier, dem Herkommen treu und ein Führer der Bewegung. Auch die Macht weiblicher Bildung hat er zuerst in ihrer Bedeutung erkannt. Freilich giebt es Viele, welche sich nicht eher beruhigen, bis sie an jeder Größe die Schwächen und Gebrechen aufgespürt haben, um sich dem unbequemen Gefühle bewundernder Anerkennung zu entziehen. Aber das Wesen und die Bedeutung eines Mannes liegt doch nicht in den Schwächen und Unvollkommenheiten, die er mit allen Sterblichen theilt, sondern in dem, was ihn auszeichnet vor der Menge derselben und ihm seinen historischen Charakter giebt. Mißgünstigen Menschen mag es ärgerlich sein, daß uns nichts Glaubwürdiges überliefert ist, was die sittliche Würde des Perikles beeinträchtigt; wir prägen nur um so lieber die Züge des großen Mannes unserem Gedächtnisse ein und freuen uns der dauernden Bedeutung seines Lebenswerks.

Denn wir, denen im perikleischen Athen das merkwürdigste Staatsleben vor Augen tritt, die wir in seinen Denkmälern das Wesen echter Kunst wieder gefunden haben, die wir die belebende Berührung jener Geister, die Perikles wie ein Musaget um sich sammelte, täglich an uns spüren, wir werden doch nicht von kurzen und vergeblichen Bestrebungen jener Zeit reden? Bloßer Nachruhm ist ein eitles Ding, aber nicht so eine durch Jahrhunderte dauernde Wirkung, welche unter den ver-

schiedensten Völkern die Liebe zum Guten und Schönen weckt. Das Bewußtsein, nicht für eine kurze Gegenwart, sondern für die kommenden Geschlechter zu wirken, hatten Perikles und seine großen Zeitgenossen, und dies Bewußtsein war ihnen ein Trost für vielfältige Verkennung, Lästerung und Verfolgung und ein Quell des Lebensmuths; es war zugleich die höchste Weihe, welche auf dem Glücke des perikleischen Athens lag.

Also auch wir haben unseren Antheil daran. Auch für uns, die wir heute hier versammelt sind, hat Perikles gewirkt, und die Wissenschaft ist es, welche uns diese Wirkung zu Gute kommen läßt. Sie ist das Band, welches alle Generationen verbindet und die Nachgeborenen zurückweist auf die Wohlthäter unseres Geschlechts. Es ist kein guter Geist, welcher uns zuruft: Weh dir, daß du ein Enkel bist! Denn alles Große und ewig Gültige, was die Vorzeit hervorgebracht hat, ist unser, und dies überreiche Erbgut immer voller der Gegenwart anzueignen, ist die Aufgabe aller Anstalten, in denen die Wissenschaft gepflegt wird, vor allen die der Universitäten. Wir sollen also keinen trüben Epigonenstimmungen nachhängen; wir sollen nicht die „Trümmer hinübertragen und klagen um die verlorene Schöne", sondern, unseres Reichthums froh, das Zertrümmerte aufbauen, das Vergangene in's Leben rufen und die Schätze der Weisheit heben. Wir brauchen nicht ängstlich und scheu unsere Hände davon zurück zu halten; „es ist Alles Euer", sagt uns das apostolische Wort. Die alten Staa-

ten wurden freilich gefährdet, wenn zu der nationalen Bildung eine andere, fremdartige hinzutrat, weil dadurch die volksthümliche Grundlage des Gemeinwesens erschüttert wurde. Unser Culturleben steht, Gott sei Dank! auf anderen Grundfesten. Wie wir daher unsere wahre Jugend mit hinüber nehmen sollen in das reife Alter, so dürfen und sollen wir auch das Alterthum, so weit seine vorbildliche Bedeutung reicht, in die Gegenwart verpflanzen und Lebenskräfte daraus nehmen. Die Melanchthonfeier hat uns ja von Neuem daran erinnert, wie unsere heiligsten Interessen mit den wahren Humanitätsstudien unzertrennlich verbunden sind. In diesem Sinne haben wir auch heute das Glück des perikleischen Athens betrachtet, im Sinne des echt akademischen Wahlspruchs: Es ist Alles unser!

6.

Die Idee der Unsterblichkeit bei den Alten.

Wenn wir in den Schriften der Alten lesen, so sind es nicht nur durch Würde des Gedankens, durch Tiefe des Gefühls und lebendige Kraft der Sprache ausgezeichnete Stellen, welche unsere Aufmerksamkeit fesseln, sondern nicht selten sind es ganz schlichte und einfache Worte, welche ohne besondere Betonung, ohne Beabsichtigung eines tieferen Eindrucks niedergeschrieben sind, die uns aber dennoch in eigenthümlicher Weise ergreifen, weil sie uns in die Gedankenwelt des Alterthums einen Einblick eröffnen. Zu solchen Stellen gehört nach meinem Gefühle auch diejenige, wo Herodot im vierten seiner Bücher die thrakischen Stämme nennt, welche dem Perserkönige huldigen mußten, und unter ihnen die Geten, „welche an die Unsterblichkeit der Seele glauben.“ Durch diese einfache Aussage wird dieser Stamm unserer Aufmerksamkeit empfohlen; der griechische Geschichtsschreiber weiß nichts Bezeichnenderes und Bedeutenderes von ihm zu melden, er betrachtet diesen Glauben offenbar als den eigentlichen Charakterzug des ganzen Volks. Ge-

statten Sie mir heute, an diese unscheinbaren Worte anzuknüpfen und auf Veranlassung derselben eine Seite des Alterthums zu berühren, für welche wir gewiß Alle ein nahes Interesse fühlen. Die nationale Bedeutung, welche Herodot dem Unsterblichkeitsglauben beimißt, führt uns zu der Frage, welche Bedeutung derselbe im Sinne der Griechen und welchen Einfluß er auf die Entwickelung derselben gehabt hat.

Diese Betrachtung erlaubt uns nicht, ausschließlich bei den Griechen stehen zu bleiben; sie gehören einem weiteren Völkerkreise an, von welchem wir sie nicht ablösen können, wenn wir ihr religiöses Leben in das Auge fassen. Denn wie der einzelne Mensch sich unter günstigen Verhältnissen in zwiefacher Weise entwickelt, indem er einmal eine Fülle neuer Anschauungen, Begriffe und Erfahrungen selbständig erwirbt, andererseits aber auch gewisse Vorstellungen und Ueberzeugungen, welche schon bei beginnendem Selbstbewußtsein in ihm waren, allmählich entwickelt, abklärt und durch Zweifel und Anfechtungen hindurch immer fester sich aneignet: so finden wir auch bei den Völkern eine gleiche Entwickelung, und so wenig wir die des einzelnen Menschen begreifen können, wenn wir nicht die geistige Atmosphäre kennen, in welcher er geboren und aufgewachsen ist, die Ueberlieferung seiner Heimath, seines Standes und seines Vaterhauses, so wenig können wir das geistige Leben eines Volks vollständig begreifen, wenn wir nicht die Vorstellungen kennen, welche es als ein gemeinsames Besitzthum mit an-

deren Völkern getheilt hat, die späterhin ihre eigenen Wege gegangen sind. Deshalb ist es ja für die Geschichte des menschlichen Geistes von so unschätzbarer Wichtigkeit, daß der gemeinsame, geistige Besitz jenes Zweigs der Menschheit, welchem die Inder, die Griechen und die Deutschen angehören, von Jahr zu Jahr immer klarer hervortritt und, Dank sei es den unermüdlichen Erforschern morgenländischer Weisheit! immer leichter auch von denen benutzt werden kann, welche nicht unmittelbar aus den Quellen zu schöpfen vermögen.

Die Inder sind das älteste der Brudervölker. Sie haben, wie wir sagen dürfen, das gemeinsame Vaterhaus am spätesten verlassen und die Tradition desselben am treusten bewahrt. Darauf beruht die über indische Alterthumskunde weit hinausgehende Bedeutung ihrer Religionsschriften; darum haben auch für alle verwandten Stämme die Veden einen urkundlichen Werth; denn sie enthalten eine in sich zusammenhängende Fülle religiöser Vorstellungen, welche die Inder unzweifelhaft nicht erst nach ihrer Trennung von den Brudervölkern gewonnen und ausgebildet haben. Da finden wir das menschliche Herz im kindlichen Gespräche mit Gott, welchen es kennt als den, welcher im Lichte wohnt und die Sünde haßt; da leuchtet das Bild des Einen Gottes durch den Dunstkreis mythologischer Vorstellungen, welche dasselbe umziehen und das einheitliche Sonnenlicht in bunten Farbenbrechungen wiederstrahlen, kräftig hindurch; da ist die Ewigkeit der Gottheit und alles dessen, was

aus ihr stammt, der feste Inhalt eines kindlichen Glaubens.

Aber kommen wir hier nicht schon auf den Gegensatz der Inder und Hellenen, wie ihn vor Kurzem ein Deutscher Gelehrter, einer der geistvollsten Forscher auf dem Gebiete der Veden, in seinem englischen Werke über die alte Sanskritlitteratur ausgedrückt hat? Der Inder hat sein Auge nur für die jenseitige Welt offen; die sichtbare ist ihm eine nichtige, die unsichtbare die allein gewisse. Alles Einzelleben hat für ihn nur Werth, so weit es an dem göttlichen Sein Antheil hat. Darum ist er gleichgültig gegen Freude und Leid des irdischen Lebens, durch welches er wie ein Fremder der Ewigkeit zuwandert; in sich zurückgezogen und ängstlich beflissen, jede verunreinigende Gemeinschaft mit der sinnlichen Welt zu vermeiden. Dem Griechen dagegen ist die irdische Wirklichkeit Alles; da ist ein energisches Heimathsgefühl, ein unermüdlicher Trieb, sich in Gemeinde und Staat einzurichten und das Leben hienieden in möglichster Vollkommenheit darzustellen. Das ganze innere Leben will sich in der Sichtbarkeit ausdrücken, alle Stoffe werden herangezogen, um der künstlerischen Werkthätigkeit dienstbar gemacht zu werden, und die gesammte Volksgeschichte bildet mit ihrem bunten Wechsel und raschen Verlaufe einen vollständigen Gegensatz zu den gleichförmigen Zuständen, in welchen die Inder Jahrhunderte träumend verlebt haben.

Dieser Gegensatz tritt uns am grellsten entgegen,

wenn wir die Griechen Homers in das Auge fassen. Da sehen wir tapfere, lebensfrohe Stämme, welche, aus ihrer alten Heimath verdrängt, eine neue sich gewinnen, ein herrliches Land, wo sie unter einer milderen Sonne ein neues, hoffnungsreiches Leben beginnen. Da ist die Gegenwart Alles, und bei dem Glanze des äußeren Lebens tritt das stillere Leben des Geistes zurück, wie es wohl bei Jünglingen der Fall ist, welche sich zum ersten Male einer ruhmvollen Thätigkeit mit voller Seele hingeben und von den glücklichen Erfolgen derselben ganz in Anspruch genommen sind. Da ist die Lust am Leben auf das Höchste gesteigert und jede Mahnung an das Ende desselben wird scheu vermieden. Das Jenseits ist den homerischen Griechen eine Welt des Grauens, Hades der Verhaßteste der Götter, und jammernd gehen die Seelen hinunter. Da heißt es: Lieber Tagelöhner sein im Lichte der Sonne, als König bei den Schatten, die ohne Saft und Kraft ein farbloses Dasein fristen, ein ödes Einerlei!

Die homerischen Gedichte sind die Spiegelbilder der Griechen in einer bestimmten Zeit und unter bestimmten örtlichen Verhältnissen. Wer wollte es wagen, die Vorstellungen einer ernsteren und religiöseren Lebensauffassung darum jünger zu nennen, weil sie sich in dem ritterlichen Epos nicht finden, in das sie garnicht hineinpassen? Bei Homer selbst finden wir schon Widersprüche, welche deutlich genug verrathen, daß im Bewußtsein des Volks auch andere Vorstellungen vorhanden waren, die sich zurück-

drängen, aber nicht beseitigen ließen. Diese ernstere Form griechischer Lebensanschauung tritt uns zuerst bei den Dichtern entgegen, welche in unzweifelhaftem Zusammenhange mit dem Heiligthume zu Delphi stehen, bei Hesiod und den ihm verwandten Sängern. Da ist nicht mehr die fröhliche Unmittelbarkeit der homerischen Welt; da tritt in scharfen Zügen der Schmerz über verlorenes Glück hervor, das Gefühl des Lebensdrucks, das Bedürfniß nach Versöhnung mit der Gottheit, um die ursprüngliche Lebensgemeinschaft mit ihr wiederherzustellen. Die Geisterwelt tritt in den Vordergrund, das jenseitige Leben wird in ein bestimmtes Verhältniß zum diesseitigen gesetzt; das eine entspricht dem andern. Hades ist der Strafort für die, welche sich gegen die göttlichen Ordnungen aufgelehnt haben, während der Gerechten ein ewiges Glück wartet. Und diese Ansicht ist nicht etwa eine Priesterlehre oder eine absonderliche Theorie, sondern ein Stück Volksbewußtsein, ein allgemeiner Glaube, von dem Aristoteles im Eudemos bezeugt, daß er ohne Unterbrechung aus so hohem Alterthume sich behauptet habe, daß es schlechterdings unmöglich sei, die Zeit seiner Entstehung und den Urheber desselben zu bezeichnen. Damit stimmt überein der greise Kephalos, welcher in jenem lieblichen Gespräche bei Platon das Alter preist, das den Menschen von der Herrschaft der Sinnlichkeit frei mache, und namentlich das Alter dessen, welcher der Gottheit und seinen Nächsten gegeben habe, was ihnen zukomme, und deshalb mit reinem Gewissen dem Jenseits entgegen

gehen könne, wo einem Jeden nach seinen Thaten vergolten werde. Denn das seien die alten Ueberlieferungen, die freilich von Vielen verlacht würden, deren Wahrheit aber — dem Einen zum Schrecken, dem Andern zum Troste — immer unwidersprechlicher einleuchte, je näher das Ende heranrücke. Darum wird dies ja auch als die echt hellenische Weisheit den Barbaren gegenüber geltend gemacht, daß über Glück und Unglück eines Menschenlebens sich erst am Ende desselben urtheilen lasse. Das ganze Leben ist nur eine Vorbereitung, und am glücklichsten ist derjenige, welcher mit einer That der Selbstaufopferung im Dienste der Gottheit aus dem Leben scheidet. So schwer also auch der Bann des Todes auf der alten Welt liegt, so finden sich dennoch Beispiele genug davon, daß die Alten, auch wenn sie nicht im Feuer der Schlacht, sondern einsam und mit klarem Bewußtsein den dunkeln Weg betreten sollen, nicht etwa nur mit stumpfer Ergebung in das Unvermeidliche, sondern mit hohem Muthe und freudigem Sinne in den Tod gehen, weil sie das Leben nicht für das höchste Gut achten, die Schande aber für ein größeres Uebel als das Sterben. So finden wir, um der Euthanasie eines Sokrates nicht zu gedenken, auch Männer von viel geringerem sittlichen Werthe, welche durch einen freudigen Tod ihr ganzes Leben verklärt haben. So trank Theramenes den Giftbecher mit großartiger Fassung; so ging Philokles, der attische Feldherr, der von dem tückischen Lysandros verurtheilt war, nachdem er gebadet und Feierkleider

angelegt hatte, den Seinen freudig in den Tod voran, und was ist rührender, als das Ende der Athener, welche ihrer Stadt den herrlichen Arginusensieg erfochten hatten! Sie werden das Opfer eines schnöden Rechtsbruchs, und doch ist ihr letztes Gebet, daß diese That ihrer Stadt keinen Unsegen bringe, ihre letzte Bitte, daß die Opfer des Danks, welche sie für den Sieg gelobt hätten, von ihren Mitbürgern ausgerichtet werden möchten. So besiegeln sie im Tode die Ueberzeugung, daß Unrecht leiden besser sei als Unrecht thun, und ist ein solcher Heldenmuth denkbar, wenn er nicht auf Hoffnungen beruht, welche über die sichtbare Welt hinausgehen?

Aber wir brauchen nicht an einzelne Momente zu erinnern, um die Bedeutung des Unsterblichkeitsglaubens für die Griechen klar zu machen; wir wissen ja Alle, daß keinerlei Ueberlieferungen und Gesetze bei ihnen so heilig waren, wie diejenigen, welche die Ehre der Todten betrafen, daß keine Sünde schwerer war, als die an einem Verstorbenen begangene, sei es aus Fahrlässigkeit oder böser Absicht, durch That oder lästerndes Wort. Nach dem blutigsten Kampfe sehen wir die feindlichen Parteien zusammentreten, um sich in stillschweigender Uebereinkunft zur Bestattung der Gebliebenen zu vereinigen. Liegt diesem Eifer für die Ehre der Todten nicht die Ueberzeugung zu Grunde, daß die Geehrten nicht nur leben und zwar in einem erhöhten, reineren und deshalb besonderer Ehrerbietung würdigen Zustande, sondern daß sie auch persönlich dabei betheiligt sind, ob

und wie die Liebeswerke für sie ausgeführt werden, und daß ihre Gesinnung auch für die Ueberlebenden nichts Gleichgültiges sei? Die Todten sind keineswegs Abgeschiedene, im fernen Hades allen irdischen Beziehungen Entrückte; sie sind vielmehr mit dem Volke im Ganzen so wie mit den einzelnen Häusern im allernächsten und ununterbrochenen Zusammenhange. Die Götter des Volks sind die Götter seiner Väter. Mit den Tempeldiensten ist die Verehrung derer verbunden, welche die Tempel gestiftet haben; ihre Gräber sind im Heiligthume, hier walten sie als segnende Landeshüter, also sind auch sie, die Ahnen des Stammes, als Lebendige gedacht; denn kein Gott ist ein Gott der Todten, sondern der Lebenden. In diesen seinen Ahnen fühlt das Volk durch alle Generationen hindurch sich eins; ihre Gräber sind die Unterpfänder eines rechtmäßigen und geheiligten Landbesitzes; sie sind die theuersten Gegenstände unter allen, welche zu dem gemeinsamen Inventar der Landschaft gehören; sie ketten Volk und Land an einander und die Pflicht ihrer Vertheidigung ist das stärkste Band, welches die Glieder eines Volks zusammenhält. Auch die Scheidung der Grabstätten und Wohnräume ist keine ursprüngliche; sie ist mehr aus polizeilichen, als aus religiösen Gesichtspunkten hervorgegangen und war am wenigsten dazu bestimmt, die Todten aus der Gemeinschaft der Lebenden zu entfernen. Denn wie die Urväter des Staats und die Wohlthäter desselben als segenskräftige Heroen mit ihm fortleben, so lebt auch die Familie mit ihren

hingeschiedenen Mitgliedern fort; die Ahnen wissen um Alles, was im Hause vorgeht; die ihnen dargebrachten Opfer dienen dazu, die Gemeinschaft immer zu erneuern und die gegenwärtigen Geschlechter mit der Vorzeit in Zusammenhang zu erhalten. Die gewissenhafte Besorgung dieses frommen Dienstes ist das Kennzeichen eines wackern Bürgers; sie ist die Bedingung des öffentlichen Vertrauens; sie wird auch von Seiten des Staats als eine wesentliche Voraussetzung der öffentlichen Wohlfahrt angesehen; denn diese wird gefährdet, wenn einer der Verstorbenen zürnt. Darum gab es öffentliche Ahnentage, an denen alle Familien der Stadt das Andenken ihrer Verstorbenen feierten, und wenn dieses Todtenfest auch den Namen des Geburtsfestes trug, so scheint es, als liege hier die Ansicht zu Grunde, welche die Griechen bei den Indern wiederfanden, daß nämlich der Tod nichts Anderes sei als die Geburt zu einem neuen, und zu dem wahren Leben.

Daß dieser Gedanke auch den Griechen nicht fremd gewesen sei, bezeugt ihre bildende Kunst, indem sie die hinraffenden Todesgöttinnen als Nymphen darstellt, welche die wie Kinder gestalteten Seelen mild umfangen und dieselben an ihrer mütterlichen Brust mit der Nahrung eines neuen Lebens tränken. So zeigt sie uns jener Grabthurm, welcher sich unter den Trümmern von Xanthos so wunderbar erhalten hat, eines der ehrwüdigsten Denkmäler des Alterthums, ein unschätzbares Zeugniß des tiefen Sinnes, mit welchem die Kunst das Sterben

darzustellen wußte, die heitere Kunst der Hellenen, wie sie gewöhnlich genannt und dabei so aufgefaßt wird, als wenn sie Alles fern hielte, was die Tiefen des Menschenherzens aufregte, und nur im vollen Sonnenlichte des Lebens ihr fröhliches Spiel triebe! Und doch ist nach keiner Richtung hin die bildende Kunst der Alten erfindsamer und thätiger gewesen, als in Beziehung auf die Todten. Ihre Wohnstätten waren dauerhafter und kunstvoller, als die der Lebenden. Für keinerlei Privatbauten finden wir einen gleichen Eifer, so daß hier die Gesetzgebungen einschreiten mußten, um einem übermäßigen Aufwande zu steuern. Ein Schmuck des Landes, zogen sich die Gräber an den besuchtesten Heerstraßen entlang, zum deutlichen Zeichen, daß man sie dem Auge möglichst nahe haben wollte; sie waren von Gartenbeeten und Sitzplätzen umgeben, von hohen Bäumen beschattet und mit Inschriften ausgestattet, welche den ununterbrochenen Verkehr zwischen Lebenden und Todten auf das Deutlichste aussprechen. Denn nicht nur der Abschiedsgruß tönt gleichsam sichtbar dem Verstorbenen nach, sondern auch dieser spricht den Wanderer an. Gruß und Gegengruß wird gewechselt. Je tapferer und gebildeter eine bürgerliche Gemeinde war, um so eifriger bethätigte sie sich in der Aufmerksamkeit für ihre abgeschiedenen Genossen, um einerseits ihre Ruhestätte so sicher wie möglich zu machen und andererseits die Gemeinschaft mit ihnen bildlich zu bezeugen. So sehen wir auf den attischen Denksteinen Gatte und Gattin Hand in Hand

ihren Bund erneuen, wir finden die Glieder der Familie in voller Zahl vereinigt; der Verstorbene, als der durch den Tod Verklärte, bildet nach wie vor den Mittelpunkt des gemeinsamen Mahles; Frau und Kinder sind zugegen, sowie die Diener und die Hausschlange, das heilige Symbol des Ortsgenius, welcher jede Cultusstätte hütet. Auch die Heroensage wird benutzt, um dem Volksglauben gemäß die Hoffnungen der Menschenseele auszudrücken. Namentlich dient Herakles, das Vorbild menschlicher Kraft und Tugend, als ein Bürge der Unsterblichkeit, und wie er, der treue Dulder, endlich zu den Göttern erhöht ist, so hoffen auch die Menschen nach ihren Kämpfen und Arbeiten auf süße Ruhe und Kampfeslohn. Das bedeutet der ruhende Heros auf den Grabsteinen der Griechen. Aber auch als Held erscheint er, der die Pforten des Todes bewältigt, der den Kerberos bindet und mit gewaltigem Arme die Alkestis aus der Tiefe des Hades emporhebt, um sie dem Gatten zurückzugeben. Doch wie könnte ich auch nur in flüchtiger Andeutung die Fülle sinnreicher Erfindung erschöpfen wollen, mit welcher die Kunst der Hellenen im Tode das Leben zu bilden gewußt hat!

Ist es aber nur die bildende Kunst, welche sich diesem, ihr scheinbar so fremdem Gebiete mit solchem Eifer zugewendet hat? Haben die Dichter etwa in näherem Anschlusse an Homer diese Gedanken sich ferne gehalten?

So könnte es scheinen, und es ist nicht zu läugnen, daß die Gedanken an jenseitiges Leben zu denjenigen

gehören, welche die Hellenen in einer sehr natürlichen Scheu und Blödigkeit mehr durch die stumme Poesie des Symbols, als durch ausführliche Rede auszudrücken liebten. Indessen bedarf es doch nur der Erinnerung an einige der bekanntesten Werke der attischen Bühne, um zu erkennen, wie die Verstorbenen den Mittelpunkt dramatischer Entwickelungen bilden. So ist es ja mit Agamemnon, der in den Choephoren des Aeschylos als ein selbstbewußtes und persönliches Wesen herbeigerufen wird; durch Lieder und Opferspenden beschworen, nähert er sich der Oberwelt, ein mächtiger Bundesgenosse seiner Angehörigen. So ist auch Oedipus, der Verstorbene, ein segenspendender, das Land schützender Heros, und Sophokles stellt uns sein Ende nicht nur als eine Erlösung vom Jammer der Erde dar, sondern auch als eine Entsühnung des fluchbeladenen Erdensohns, als eine Begnadigung und Verklärung seiner Person. Endlich bewegt sich ja auch der ganze Gedankengang der Antigone um nichts Anderes als um die Forderungen eines Todten. Antigone bricht das Gebot des Tyrannen; sie vollführt den „frommen Frevel", weil sie der höchsten Liebespflichten eingedenk ist, welche kein Menschenwort beseitigen kann, weil sie weiß, daß sie „längere Zeit den Unteren gefallen muß, als den Oberen".

Aber so kräftig auch in den Werken der Kunst wie in der Volkssitte der Griechen die Beziehung der diesseitigen Welt auf die jenseitige und der Glaube an die persönliche Fortdauer der Menschenseele uns entgegentritt,

so einflußreich derselbe war, um die Stadt- und Staatsgemeinschaft, so wie die Familie in ihren wechselnden Generationen zusammenzuhalten, so war dem Bedürfnisse der Hellenen doch noch nicht Genüge geschehen. Die Geisterwelt trat dennoch im Geräusche des täglichen Lebens so wie in dem öffentlichen Gottesdienste zu sehr zurück; die überlieferten Sagen, denen der wackere Kephalos traute, waren zu unbestimmt und unverbürgt; sie wurden auch immer mehr verachtet, je mehr die Sophistik mit ihrer dünkelhaften Scheinbildung den Glauben der Väter erschütterte und zu einem trostlosen Materialismus führte. Denn wenn man wie Kritias im Blute die Menschenseele suchte, so konnte freilich von keinem Fortleben des Verstorbenen die Rede sein. Darum führte die quälende Ungewißheit über das Schicksal der Seele und die unstillbare Sehnsucht nach unvergänglichem Wesen dahin, daß neben der Volksreligion besondere Anstalten sich bildeten, um dem Bedürfnisse vollerer Befriedigung zu genügen. Es waren Heilsanstalten, welche die Lücken der öffentlichen Religion ergänzten. Darum war aber das, was sie darboten, nicht etwas willkürlich Erfundenes, von Philosophen Erdachtes und außerhalb jedes Zusammenhanges mit der Götterwelt Stehendes, sondern es knüpfte sich an die vom ganzen Volke verehrten Gottheiten an, an die ältesten und ehrwürdigsten Göttinnen, welche vorzugsweise von den ackerbauenden Stämmen angerufen wurden und deshalb im ritterlichen Epos Homers zurücktreten. In ihrem Dienste, welcher den gleich-

förmigen Kreislauf der Jahresgeschäfte begleitete, entwickelte sich die Vorstellung, daß das in den Schoß der Erde versenkte Samenkorn in seinem Aufkeimen ein Bild der aus dem Grabesdunkel zum Leben erwachenden Seele sei. Dieser einfache Gedanke wurde in einem engeren priesterlichen Kreise gepflegt, er wurde vertieft und erweitert und so denen, welche Verlangen darnach trugen, als eine der großen Menge verhüllte Wahrheit feierlich mitgetheilt, nachdem sie sich durch Gelöbnisse und Reinigungen dazu vorbereitet hatten; geheimnißvolle Handlungen, welche die Gemüther mächtig zu ergreifen geeignet waren, dienten dazu, den Inhalt jener Mittheilungen zu etwas Selbstgeschauten und Selbsterlebten zu machen. Obgleich nun diese Geheimdienste oder Mysterien in einem gewissen Gegensatze zur öffentlichen Religion sich ausgebildet hatten, so machten sie sich doch als eine so wesentliche Ergänzung derselben geltend, daß auch der Staat, namentlich der attische Staat, in dessen Bereiche diese Mysterienlehren ihre reichste Entwickelung erhalten hatten, sie als einen unentbehrlichen Theil des Cultus anerkannte, dessen Schutz und Pflege seine besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Ja, die Mysterien wurden der allerheiligste Theil der gesammten Staatsreligion, und während man in Betreff der übrigen Götter- und Heroenwelt dem Scherze und Spotte einen Spielraum gestattete, so umgab die Mysteriengottheiten, welche das Volk mit besonderer Ehrfurcht seine „beiden Göttinnen" nannte, eine unantastbare Feierlichkeit. Die

Versündigung gegen sie war es, welche Alkibiades stürzte, und die Herstellung der eleusinischen Feier sein glänzendstes Verdienst, nachdem er sich mit seinen Mitbürgern ausgesöhnt hatte.

Es waren aber diese Mysterien nicht etwa bloß für die abergläubische und ungebildete Volksmenge von solcher Bedeutung, sondern die hervorragendsten Geister des Volks preisen den Segen der Mysterien und danken ihnen das Beste, was sie haben. Selig ist, singt Pindar, wer nicht unter die Erde geht, ohne die eleusinischen Weihen gesehen zu haben; er allein kennt des Lebens Ende und den von Gott verliehenen neuen Anfang desselben. Aeschylos wird uns vorgeführt, wie er zur Demeter betet, die seinen Geist aufgezogen habe, und wie er nichts Höheres erstrebt, als daß seine Kunst ihrer Weihen sich würdig erweise. Sophokles endlich hat in seiner ersten und seiner letzten Tragödie die Göttinnen von Eleusis verherrlicht, als die Spenderinnen geistiger Kraft und süßer Tröstung. Wie sehr aber auch die bildende Kunst von diesen Ideen befruchtet worden sei, bezeugt am deutlichsten das Gemälde Polygnots in Delphi, welches die Unterwelt darstellte. Da müssen Alle büßen, welche die Segnungen der Mysterien verschmäht haben; sie schöpfen ohne Ende Wasser in durchlöcherte Gefäße, zum Zeichen, daß ihr Thun und Treiben auf Erden ein zweck- und zielloses gewesen sei; die Eingeweihten aber, welche die Mysteriengeräthe im Schoße tragen, haben darin das Unterpfand einer seligen Fortdauer; und während die homerischen

Helden, denen die Gegenwart Alles war, traurend im Schattenreiche da sitzen, sind Jene mit voller Persönlichkeit und voller Empfänglichkeit für die ihnen verbürgten Freuden in die Unterwelt eingetreten. Jetzt sind die lieblichsten Wiesengründe dort, wo Homer nur düstere und unfruchtbare Bäume kannte; jetzt ist auch für das Reich des Dunkels die Sonne aufgegangen, in deren Lichte sich die Eingeweihten eines ungetrübten Glücks freuen. Nun ist das Diesseits eine Schattenwelt, das Jenseits ein ewiger Lichttag. Nun ist der auf unvordenklicher Ueberlieferung ruhende Sprachgebrauch, die Todten die Seligen zu nennen, ein bewußter Glaube geworden. Nun tritt auch die Kunst, welche nur zurückhaltend und mit zaghafter Symbolik die Geheimnisse des Jenseits berührt hatte, entschlossener vor. Sie wagt es die Geschichte der Menschenseele durch die Prometheussage, die selige Verklärung derselben durch Darstellungen aus dem Leben des Dionysos und der Aphrodite, das Wiedersehen der durch den Tod Getrennten durch Protesilaos und Orpheus auszusprechen.

Solche umfassende Bedeutung haben diese aus dem Unsterblichkeitsverlangen hervorgegangenen Heilsanstalten gewonnen. Die ihnen Angehörenden bilden ein Volk im Volke; sie stehen der sich selbst überlassenen Welt als die von der Eitelkeit derselben Erlösten, von der Todesfurcht Befreiten, als die Begnadigten gegenüber; hier ist also eine religiöse Gemeinde, für deren Vereine Gemeindehäuser eingerichtet werden, wie sie sonst der hellenische

Cultus nicht kannte; hier ist unstreitig etwas, was sich dem Begriffe einer Kirche annähert, welche die Menschen aus der Welt zu sich ruft mit den Verheißungen einer nur bei ihr zu findenden Befriedigung und diese Verheißungen ihnen durch heilige Handlungen verbürgt. Diese Aehnlichkeit zeigt sich endlich auch darin, daß die Mysterien zwar das nationale Leben stärkten, indem sie die Verehrung der vaterländischen Götter ihren Genossen einschärften, andererseits aber auch über die nationalen Gränzen und Schranken hinausgingen. Denn da es ein allgemein menschliches Interesse war, welches jene Anstalten vertraten, so wurde frühzeitig auch Nichtgriechen die Aufnahme gestattet, während die Tempel der Landesgottheiten den Angehörigen fremder Stämme unzugänglich blieben.

Wenn also hier im Gegensatze zu dem ausschließenden Charakter der alten Religionen eine gewisse Verbrüderung der Stämme vorbereitet wurde, so erklärt sich auch, wie gerade bei dem, was die Mysterien lehrten, ein lebhafter Austausch einheimischer und fremder Ueberlieferungen stattgefunden hat, und der Eifer, mit welchem die Griechen den Lehren anderer Völker nachgingen, aus denen sie ihre eignen Unsterblichkeitshoffnungen ergänzen und stärken konnten, zeigt wiederum, wie tief das Bedürfniß derselben in ihrem Herzen wurzelte. Aegypten war hier von besonderer Bedeutung. Denn der Glaube an die göttliche Herkunft, die unzerstörbare Natur und die persönliche Verantwortlichkeit der Menschenseele war

ein fester Besitz des ägyptischen Volksbewußtseins und der tiefe Ernst, mit welchem die Aegypter an diesem Glauben festhielten, so wie die bewunderungswürdige Energie, mit welcher sie die Sorge für die Todten zu einer ihrer wichtigsten Lebensaufgaben machten, konnten ihren Eindruck auf die Griechen nicht verfehlen. Sie haben sich selbst als Schüler der Aegypter auf diesem Gebiete bekannt. Später forschten sie sorgfältig nach, bei welchen Völkern doch wohl zuerst die Unsterblichkeit gelehrt worden sei; man wollte die Urquelle des gemeinsamen Glaubens auffinden, man ging auf die Chaldäer und auf die Inder zurück; man wandte sich endlich auch zu den Völkern des Nordens, welche man sonst als Barbaren verachtete. Denn je mehr sich die Hellenen von ihrer eigenen Bildung übersättigt fühlten, um so mehr fingen sie an die freien Naturvölker in ihren gesunden Lebensverhältnissen und ihrer einfachen Frömmigkeit zu bewundern. Und da konnte ihnen nichts merkwürdiger sein, als daß sie den Unsterblichkeitsglauben, welchen sie als einen besonderen Schatz der weisesten Schriftvölker angesehen hatten, in der Ueberlieferung einfacher Naturvölker wiederfanden. Ein solches Volk waren die Geten in Thracien, von denen unsere Betrachtung ausging, ein Volk, welches auch den Römern von ihren Dichtern als ein Vorbild hingestellt wurde. Sie lebten und starben für den Glauben, daß die Seelen der Tapferen zu dem Gotte ihrer Väter versammelt würden, wie die der nordischen Völker zu Odhinn heimfahren. Dieselbe Vor-

stellung findet sich auch in den Veden, und wenn sich auch sonst von den Geten nachweisen läßt, daß sie mit den Indern ganz bestimmte Gebräuche theilen, wie z. B. das Opfern der Frau auf dem Grabe des Gatten, so dürfen wir wohl nicht zweifeln, daß auch ihr Unsterblichkeitsglaube zu jenem Erbtheile gehört, welches sie aus dem gemeinsamen Vaterhause mitgebracht und vor allen anderen mit besonderer Treue gehütet haben.

Zu einem solchen Aufbewahren des Ueberlieferten war ein Volk wie das der Hellenen nicht gemacht; sie haben bei ihrem vielbewegten Geistesleben und der Unruhe ihrer geschichtlichen Entwickelung den gemeinsamen Glauben mehr als die verwandten Völker sich entschwinden lassen, aber sie haben doch nicht ohne ihn leben können; sie haben ihn aus eigenen und fremden Ueberlieferungen immer wieder hervorgesucht, sie haben ihn, wie wir gesehen haben, für ihr gesammtes Volksleben verwerthet, für die Befestigung von Staat und Familie, für die Erweiterung und Vertiefung ihres religiösen Bewußtseins und für die Befruchtung ihrer Kunst, der bildenden Kunst so wohl wie der Poesie; sie haben endlich mit der ihnen eigenen Denkkraft den Inhalt dieses Glaubens auch wissenschaftlich zu ergreifen und als den Bestandtheil einer in sich zusammenhängenden Weisheitslehre sich zu einem festen geistigen Besitzthume zu machen gesucht.

In Jonien, wo die homerischen Vorstellungen zu Hause waren, lernte man Leib und Seele unterscheiden, aber nur zaghaft löste man das Geistige vom Stofflichen,

weil die im Sinnlichen befangenen Jonier sich schwer entwöhnen konnten, im Sichtbaren die Wirklichkeit zu erkennen. Anaxagoras fand den Geist, aber nicht als einen persönlichen, und darum konnte er dem Unsterblichkeitsbedürfnisse keine Bürgschaften geben. An der entgegengesetzten Seite der griechischen Welt, im griechischen Italien, entwickelte sich zuerst eine Philosophie, welche den Gegensatz homerischer Lebensanschauung zu voller Geltung brachte. Denn während bei Homer das wahre Ich des Menschen der Leib und der leibhafte Mensch allein die volle Persönlichkeit ist, so faßten die Pythagoreer im Anschlusse an die Mysterien die Seele als das Wesentliche im Menschen auf, als die sich selbst bewegende und frei bestimmende Einheit; der Körper ist ihr nicht nur ein Fremdes, sondern auch eine Fessel, eine Kerkerhöhle, ein Grab; das diesseitige Leben ist ein Leben im Grabe, das jenseitige das wahre Sein in Licht und Freiheit.

Von den Anregungen der ionischen und italischen Philosophie befruchtet, wurde Athen der Boden, auf welchem auch dieser Zweig der Erkenntniß zu seiner Blüthe gelangte und Früchte trug, an denen auch unser Glaube sich stärken und nähren kann. Sokrates schöpfte nicht, wie etwa die Pythagoreer, aus den Lehren auswärtiger Weisheit; er hielt an den Thatsachen seines sittlichen Bewußtseins fest, in denen er sich mit der Volksreligion im Einklange fühlte. Ueberzeugt von der Fortdauer der Menschenseele in einem durch ihr irdisches

Verhalten bedingten Zustande, ging er aus freiem Entschlusse und mit heiterem Gemüthe dem Tode entgegen, ein Held des Glaubens und der sittlichen Zuversicht zu dem, was er, nach Wahrheit suchend, als Wahrheit gefunden hatte; auch darin ein echter Grieche, daß er bei aller Sicherheit seiner Hoffnung doch nur sehr behutsam und mit größter Zurückhaltung über die Zukunft der Seele sich äußerte. Seinem Schüler war es vorbehalten den Glauben, in welchem Sokrates gestorben war, philosophisch zu begründen. Es kann der sittlich Handelnde so wenig wie der philosophisch Denkende ohne eine Ewigkeit auskommen; es muß also zur Beruhigung des Menschen — denn in Jedem wohnt, wie Platon sagt, ein furchtsames Kind, welchem bange ist um die dunkle Zukunft, als könne in ihr Seele und Bewußtsein verloren gehen —, es muß nicht nur geahnt, gehofft und geglaubt, sondern auch erkannt, gewußt und gegen alle Einwendungen festgestellt werden, daß der Mensch sein Ziel über dieser Welt habe. Platons Phädon ist gleichsam der Schlußakkord, in welchen das durch vielerlei Widersprüche sich hindurch arbeitende Ringen des hellenischen Geistes nach Unsterblichkeit harmonisch ausklingt; hier ist das volksthümliche Bewußtsein, Religion und Mysterienlehre so wie das Ergebniß wissenschaftlicher Forschung vereinigt; das Bedürfniß des Herzens wird als eine Forderung des denkenden Geistes nachgewiesen; es ist ein Hymnus auf die Unsterblichkeit der Seele und zugleich ein Meisterwerk dialektischer Kunst, welche zu dem zurück-

führt, was in kindlicher Einfalt die Ahnen der indogermanischen Völker geglaubt und bekannt haben.

Wir gingen vom Unterschiede zwischen Indern und Hellenen aus. Wir überzeugten uns, wie mächtig auch bei den Hellenen auf den verschiedensten Stufen ihrer Entwickelung und in den verschiedensten Kreisen ihres Volkslebens der Unsterblichkeitsglaube gewesen ist, wie Gott auch ihnen die Ewigkeit ins Herz gelegt hat und wie sich auch in der Auffassung und Gestaltung dieser Idee ihr hochbegabter Sinn bewährt hat. Mancherlei ist uns entgegengetreten, was an die Ueberlieferungen unserer eigenen Religion erinnern mußte, und gewiß ist Niemand unter uns, welchem ausgesprochene oder angedeutete Vergleiche dieser Art als eine Profanation erscheinen könnten. Denn das ist ja ein herrliches Zeugniß für die Offenbarung, daß alles wahrhaft Menschliche in ihr seine Erfüllung findet, und das ist ja doch eine der würdigsten Aufgaben der Wissenschaft, diesen großen Zusammenhang des echt Menschlichen und darum ewig Gültigen in den Völkern aller Zeiten nachzuweisen; das ist die Aufgabe der wahren Philologie, welche Niebuhr die Vermittlerin der Ewigkeit nannte.

Der hohe Glaube, welcher Plato begeisterte, trägt und hebt ja auch uns, und zwar nicht nur in einzelnen, feierlichen Momenten, sondern unausgesetzt und mitten in unsern täglichen Arbeiten; ohne ihn wären wir nichts als armselige Tagelöhner, durch ihn erhält Alles, was wir beginnen, Bedeutung und Zusammenhang. Denn

daß die Anschauung eines jenseitigen Lebens nicht zur Geringschätzung des irdischen Daseins und zu einer Versäumung seiner Aufgaben führe, erkennen wir an demselben Volke, das wir heute in seinem Verhältnisse zur Unsterblichkeitslehre betrachtet haben. Freilich galt bei den Griechen der uralte Wahrspruch, daß nicht geboren zu sein das allerbeste Loos wäre; freilich kamen auch bei ihnen Leute vor, welche, wie der Sophist Antiphon sagt, das gegenwärtige Leben nicht leben, sondern mit allem Eifer auf ein zukünftiges sich vorbereiten, so daß ihnen die Zeit unterdeß ungenutzt verstreicht. Aber aus diesen Lebensanschauungen tritt uns nur wieder aufs Neue entgegen, wie deutlich die Hellenen sich dessen bewußt waren, daß die Menschenseele zu einem höheren, freieren und ihrem Wesen entsprechenderen Dasein berufen sei. Sonst haben sie von allen Völkern der Erde am wenigsten in trüber Melancholie das irdische Dasein verabsäumt, und daß ihr Unsterblichkeitsglaube die Energie des Handelns nicht lähmte, beweist Niemand besser, als Sokrates. Denn wer war bis zum letzten Athemzuge treuer als er den Gesetzen des Staats und eifriger für seine Freunde? Auch die Pythagoreer führte ihre Seelenlehre keineswegs zu einer melancholischen Auffassung des Menschenlebens; sie wurden nicht zu Träumern und Schwärmern, welche etwa nach Weise der Inder nur darnach trachteten, sich mit ihrem Bewußtsein ganz in die göttliche Weltseele zu versenken, sondern gerade bei ihnen finden wir die ernsteste Sittenlehre und das kräftigste Streben nach

Verwirklichung eines vollkommenen Staats. Jene Thraker endlich, „welche an die Unsterblichkeit der Seele glaubten", waren zugleich die Tapfersten von allen Stammgenossen, als es galt ihre Freiheit zu vertheidigen.

Es soll ja auch das diesseitige Leben zu dem jenseitigen nicht im Gegensatze stehen, sondern schon diesseits ein wahrhaft geistiges, d. h. ewiges sein. Sokrates freute sich auf den Tod, weil er ihn erlösen würde von dem, was ihn in seinen Betrachtungen störte; sein eigenstes Leben wollte er also nur fortsetzen unter günstigeren Verhältnissen und in höherem Luftkreise die Flügel der Seele, die hier gebundenen, entfalten. So soll bei uns Allen die Luft der Ewigkeit in die Enge des täglichen Geschäftslebens eindringen, und bei welchem Lebensberufe soll dies mehr der Fall sein, als bei dem, welcher, wie der sokratische, der Erforschung der Wahrheit zugewendet ist? Die Beziehung auf das Ewige ist es, welche uns Kraft der Ausdauer und Selbstverläugnung giebt; sie lehrt uns in der Wissenschaft das Wesentliche vom Unwesentlichen unterscheiden und bewahrt uns dadurch vor der Krankheit einer dünkelhaften und geschmacklosen Vielwisserei; sie macht die Erkenntniß zur Tugend und die Forschung zu einem Gottesdienste. Die wahre Wissenschaft ist nur in der Sphäre des Unendlichen zu begreifen. Sie stellt uns in die Gemeinschaft mit den vergangenen Generationen, deren Gedanken uns immer klarer entgegenleuchten, sie verlangt, daß wir den kom-

menden Geschlechtern vorarbeiten. Also auch so stehen wir auf jedem Punkte inmitten eines ewigen Lebens. Die Menschengeschlechter eilen vorüber; eines reicht dem anderen die Fackel der Erkenntniß. Thun wir das Unsrige, daß sie hell leuchtend in die Hände unserer Nachkommen gelange!

7.

Das alte und neue Griechenland.

So oft ich am heutigen Tage vor Ihnen zu reden hatte, habe ich, wie es jeder Feier dieser Art angemessen ist, einen wissenschaftlichen Gegenstand von allgemeiner Bedeutung besprochen und meine Person, wie billig, dabei gänzlich zurücktreten lassen. Heute darf ich vielleicht eine Ausnahme machen. Denn da ich erst vor wenig Tagen von einer Reise heimgekehrt bin, auf welcher mich die Freundschaft meiner Amtsgenossen mit treuster Theilnahme begleitet hat, so würde es Ihnen selbst, wie mir vorkommt, unnatürlich erscheinen, wenn ich auf diese Reise heute gar keine Rücksicht nähme, und je deutlicher ich mir selbst bewußt bin, daß ich mich aller Orten als ein Glied Ihrer Genossenschaft gefühlt habe, um so mehr halte ich mich für berechtigt, und gewissermaßen für verpflichtet, die Scheu, bei öffentlicher Gelegenheit Persönliches zu berühren, heute zu überwinden und meine Rede an die eben vollendete Reise nach Griechenland und Italien anzuknüpfen, indem ich im Rückblicke auf

die dort empfangenen Eindrücke mich darüber ausspreche, wie solche Reisen in die wissenschaftlichen Bestrebungen, denen wir obliegen, eingreifen.

Eine Erörterung dieser Art würde in Beziehung auf einen Naturforscher sehr überflüssig sein. Denn ihm bietet jede Wanderung Stoff zur Forschung und Belehrung, und jede Reise, welche ihn in Gegenden führt, die bei größerem Reichthume an Lebensformen noch weniger durchsucht sind, erweitert seinen wissenschaftlichen Gesichtskreis; Land und Luft bieten dem Auge täglich neue Erscheinungen und das Netz, das durch die Tiefe des Meers gezogen wird, führt immer neue Wunder der Schöpfung an das Tageslicht.

Anders verhält es sich mit dem Philologen und dem Historiker. Sie leben mit ihrer Wissenschaft in einer Welt, die den Sinnen entrückt ist; hier scheint von dem geistigen Blicke, der die echte Ueberlieferung von der entstellten zu unterscheiden weiß, von dem geistigen Verständnisse der Vorzeit und ihrer Schriftwerke Alles abzuhangen. Und wenn nun der Philologe ins Besondere das reiche Gebiet der alten Litteratur durchmißt, den Zusammenhang derselben ergründet, die Sprache in ihrem natürlichen Organismus und ihrer geschichtlichen Entwickelung erforscht, so liegt da ein nicht leicht zu erschöpfendes Arbeitsfeld vor ihm. Auch haben ausgezeichnete Männer eine Beschränkung der Philologie auf Sprache und Litteratur dringend empfohlen und nur auf dem Gebiete einer also vorsichtig beschränkten Disciplin

die Ausbildung einer festen Methode und einen sicheren Fortschritt für möglich erachtet.

Heutzutage werden diese Begränzung nur Wenige noch ernstlich verlangen. Jede willkürliche Einengung eines wissenschaftlichen Arbeitsfeldes ist unhaltbar und bleibt auch für das engere Gebiet, dem sie zu Gute kommen soll, ohne Nutzen.

Aber auch für den, welcher seiner Neigung zu Folge auf das Studium der alten Litteratur sich beschränkt, kann die Anschauung der klassischen Länder nicht gleichgültig sein. Auch die Auserwählten einer Nation, ihre Dichter, Historiker, Redner und Philosophen, sind ohne den Hintergrund der gesammten Nationalität nicht zu verstehen und diese wiederum nicht ohne die Naturbeschaffenheit des Landes. Wer die Alten nur aus Büchern kennt, dem erscheint die Welt derselben leicht, wie auf einem andern Himmelskörper gelegen, fremdartig und unbegreiflich, und doch war es eine menschliche und von den Aeußerlichkeiten des Lebens abhängige Welt gleich der unsrigen, ja noch viel weniger als diese von dem Boden, dem sie angehört, abzulösen.

Es ist ja auch eine alte und weitverbreitete Ueberzeugung, daß man die geistige Entwickelung eines Volks in seiner Heimath am Besten verstehen und würdigen könne. So zogen einst die Römer, je mehr sie erkannten, daß ihre einheimische Bildung mit der griechischen sich verschmelzen müsse, wenn sie eine Weltbildung gewinnen wollten, welche ihnen zugleich die Berechtigung

zur Weltherrschaft gäbe, immer zahlreicher nach Athen, um dort einige Jugendjahre zuzubringen und im Haine des Akademos attische Philosophie zu studiren. Persönliche Bekanntschaft mit den wichtigsten Stätten antiker Bildung schien den vornehmen Römern eben so wünschenswerth, wie jetzt den auf höhere Bildung Anspruch machenden Engländern, welche unter den Neueren am entschiedensten daran festhalten, die klassischen Studien als Grundlage aller höheren Cultur anzusehen.

Es ist im Grunde ein allgemein menschliches Gefühl, daß wir den Schauplatz großer Thaten und Entwickelungen wie geweiht durch dieselben ansehen und uns auf ihm denen näher fühlen, welche dort gelebt haben. Dies Gefühl kann das verständige Maß überschreiten. Denn sicher nennen wir es eine Täuschung, wenn man die Anwesenheit im heiligen Lande in der Weise überschätzt, daß man nicht nur zur Veranschaulichung der geschichtlichen Vorgänge daraus Vortheil ziehen will, sondern auch für das Verständniß der Lehre, die dort zuerst gepredigt wurde, und für die Aneignung ihres Inhalts, oder gar mit Schwärmern glauben wollte, daß das Gebet an den heiligen Stätten wirksamer sei als anderwo.

Auch in Beziehung auf das klassische Alterthum ist man von Uebertreibung nicht frei geblieben, wenn man z. B. geglaubt hat, daß gewisse Gedichte nur an dem bestimmten Platze, auf dem sie gedichtet worden, verständlich würden. Denn da die Dichtung der Alten nur in seltenen Fällen beschreibend ist, giebt es auch nur

wenig Stellen, wo die richtige Erklärung von einer genauen Ortskenntniß geradezu abhängig ist; die höchsten Leistungen geistiger Entwickelung erheben sich ja überhaupt so weit über den Boden, welcher sie getragen hat, daß derselbe für die Erkenntniß derselben gleichgültig wird, und die ganze Wissenschaft vom griechischen Alterthume ist fern von Griechenland und durch Männer, die es nicht als Augenzeugen kannten, zu der jetzt erreichten Höhe geführt worden.

So gewissenhaft wir uns aber von jeder phantastischen Ueberschätzung der Ortsanschauung fern halten, um so entschiedener dürfen wir auch die wirklichen Vortheile derselben anerkennen und der Gunst der Verhältnisse dankbar gedenken, durch welche es jetzt auch uns Deutschen immer leichter gemacht wird auf dem klassischen Boden einheimisch zu werden. Es ist zunächst ein Genuß der edelsten Art, dadurch zu einem lebendigeren Verständnisse der alten Geschichte in ihren einzelnen Zügen so wie in ihrer ganzen Entwickelung zu gelangen. Die alten Namen, seit der Kinderzeit Allen bekannt, hören auf ein bloßer Klang zu sein; man hat die Form der Berge, die Lage der Städte, das Ufer der Flüsse vor Augen. Man vergegenwärtigt sich die Wanderungen der Stämme, wenn man die gastlich geöffneten Golfe von Argos und Attica anschaut; man sieht von den Höhen Cumäs und Tauromeniums aus die ersten Ansiedler griechischer Zunge an den westlichen Gestaden landen und begreift unter dem Himmel Siciliens und Campaniens

die eigenthümliche Entwickelung, welche die griechischen Colonien im Gegensatze zum Mutterlande genommen haben. Man sieht im Golfe von Salamis das Gedränge der Schiffe mit allen Einzelheiten des Kampfes vor Augen, man theilt die Angst der Athener, wenn man das nahe Dekeleia sich von den Truppen des Agis besetzt denkt. Es behält auch für Athen Göthes Wort seine Wahrheit „Willst du Dichters Wort verstehn, mußt in Dichters Lande gehn", wenn nämlich die erhöhte Freude, mit welcher man in den Olivengärten des Kolonos seinen Sophokles liest, auch ein innigeres Verständniß seines Geistes hervorruft und wenn man an der heiligen Bucht von Eleusis sich die Einflüsse vergegenwärtigt, unter denen Aeschylos Geist heranreifte. Man empfängt ja von der eigenthümlichen Schönheit der Landschaft, von Himmel und Meeresbucht dieselben Eindrücke, welche sich den Gemüthern der großen Dichter einprägten, und wer ein Auge dafür hat, der dankt seinem Schöpfer für den ersten attischen Sonnentag, welcher in seine nordischen Bücherstudien hineinleuchtet.

Man kann das Genußreiche solcher Eindrücke einräumen, ohne denselben eine höhere, wissenschaftliche Wichtigkeit zuzuschreiben. Für den Einzelnen haben sie gewiß eine solche, und die lebendige Aneignung historischer Thatsachen, wie sie ihm dadurch gelingt, wird auch der Wissenschaft selbst zu Gute kommen, abgesehen davon, daß bei vielen geschichtlichen Vorgängen, wie dies nicht weiter erörtert zu werden braucht, die genaue Orts-

kenntniß nicht bloß zur Veranschaulichung, sondern auch zum Verständnisse unentbehrlich ist. Was nun aber nur auf klassischem Boden in vollem Maße kennen gelernt und durch keinerlei Hülfsmittel ersetzt werden kann, daß sind die Monumente des Alterthums, die sich als lebendige Zeugen alter Tüchtigkeit an Ort und Stelle erhalten haben. Was in den Museen an Bildwerken vereinigt ist, das sind meistens Paradestücke späterer Zeit, glänzende Schauwerke aus verschiedenen Epochen in bunter Reihe und fremdartiger Umgebung willkürlich zusammengestellt, wo eins den Eindruck des andern stört, so daß der Beschauer kaum zu der Sammlung des Geistes, die jedes Kunstwerk verlangt, und noch weniger zu einem rechten Verständnisse gelangen kann. Hier stehen die Denkmäler auf heimathlichem Boden, in ihren ursprünglichen Gruppen bei einander, durch zerstörende Barbarei beschädigt und geschändet, alles Schmucks entkleidet, nur nakte und unvollständige Gerippe, aber dennoch in ihren Hauptformen klar und verständlich, weil Alles solider Steinbau ist und bei dem organischen Zusammenhange aller Theile ein Glied das andere erklärt, so daß das Lückenhafte in gleicher Weise ergänzt werden kann, wie der Naturforscher aus einzelnen Gliedern den gesammten Bau eines Körpers mit voller Sicherheit herstellen kann.

Für das Studium der alten Monumente giebt es aber keinen zweiten Ort wie die Burg von Athen. Hier stehen sie auf der scharf umgränzten Hochfläche übersichtlich neben einander, öffentliche Bauwerke sehr verschiedener

Art, aber dennoch alle zusammengehörig, alle bezüglich auf den Dienst der Göttin, die, mit Poseidon vereint, an heiligster Stätte verehrt wurde; alles Werke einer Stadt, deren Geschichte die bedeutungsvollste und uns bekannteste des Alterthums ist, Werke, die von den Griechen selbst als die höchsten Leistungen nationaler Kunst angesehen wurden und welche durch zahlreiche inschriftliche Urkunden beleuchtet werden. Diese Werke sind seit hundert Jahren durch Zeichnungen und Beschreibungen bekannt; sie sind seitdem wiederholt gemessen und beurtheilt worden und nichts destoweniger auch heute noch ein unerschöpfter Gegenstand der Forschung. So oft man zu ihnen hinaufsteigt, drängen sich neue Eindrücke, neue Wahrnehmungen auf. Der erste Eindruck kann kein anderer sein als der einer tiefen Wehmuth. Wo mit unendlichem Aufwande von Fleiß und Arbeit und Mitteln jeglicher Art das Vollkommenste vereinigt war, was Menschenhände jemals geschaffen, sieht man ein wüstes Trümmerfeld, einen Schauplatz grauenhafter Verwüstung. Erst wenn sich das Auge daran gewöhnt hat, ist es möglich, an dem, was von Hallen, Gebälk und Giebel erhalten ist, mit frohem Erstaunen hinauf zu blicken; man freut sich der großen Gedanken, welche die Gründer solcher Werke beseelt haben, der Würde und Kraft, die in jeder stämmigen Marmorsäule sich ausspricht, des unnachahmlichen Fleißes in der Fügung der Steine, der bewundernswürdigen Treue im Kleinen, auch an solchen Stellen, welche einst dem Auge ganz entzogen waren.

Aber je länger wir verweilen, um uns auf diesem geweihten Raume einheimisch zu machen, je mehr wir das Wesen der Sache zu erfassen suchen, um so mehr Fragen drängen sich auf.

Lange hat man die Tempel sehr äußerlich betrachtet und ist bei der Form stehen geblieben, indem man alle umsäulten Gebäude für einerlei Bauwerke ansah. Tiefere Forschung hat hier unterscheiden gelehrt und es hat eine Betrachtung begonnen, die man füglich derjenigen vergleichen kann, welche in Betreff natürlicher Organismen die physiologische genannt wird, d. h. eine Betrachtung, welche sich nicht begnügt, die einzelnen Bauglieder zu messen, zu benennen und zu beschreiben, sondern die Funktionen der einzelnen Glieder, die Bestimmung der verschiedenen Räumlichkeiten und ihre Benutzung zu religiösen und staatlichen Zwecken erforscht. Dadurch sind eine Menge neuer Gesichtspunkte hervorgetreten; nun stellt man ganz andere Fragen an die erhaltenen Monumente und erhält neue Antworten und Aufschlüsse. Erschwert sind diese Forschungen dadurch, daß die Gebäude der Akropolis nicht bloß durch Explosionen und Erderschütterungen gelitten haben, sondern auch dadurch, daß sie bei Einführung des Christenthums auf die allergewaltsamste Weise umgestaltet worden sind. Aber dennoch finden sich noch heute auf dem so vielfach mißhandelten Fußboden des Parthenon in schwachen und allmählig verlöschenden, aber jetzt noch unverkennbaren Linien die Spuren der alten Säulenhallen im Innern der Cella;

es finden sich die Spuren der Querwände, der alten Schwellen und Thüröffnungen, welche für die Kenntniß der ursprünglichen Raumeintheilung so wichtig sind. Draußen an den Säulenhallen sieht man die Spuren der Vergitterung, welche zur Aufbewahrung des Staatsschatzes nöthig war und selbst die vorperikleischen Bauwerke können in zahlreichen Bruchstücken erkannt und gewürdigt werden. So manches Räthselhafte also auch im Einzelnen noch übrig bleiben mag, indem man entweder Thatsachen wahrnimmt, die man nicht zu erklären vermag, oder über gewisse Theile der Gebäude unter den Trümmern vergeblich nach Auskunft gebenden Ueberresten sucht, so haben doch die neuesten Untersuchungen von Neuem gezeigt, wie unerschöpflich die Fundgrube von Belehrung ist, welche das Trümmerfeld der Akropolis darbietet.

Dann, von den großen Monumenten abgesehen, die Fülle kleiner Denkmäler, von denen nur auf dem Boden des Alterthums ein Ueberblick zu gewinnen ist. Es sind unscheinbare Arbeiten, an Kunstwerth unbedeutend, und doch für die lebendige Kenntniß der alten Welt oft viel bedeutsamer, als die bewundertsten Prachtstücke europäischer Museen. Ich meine namentlich die Fülle von Reliefbildern, Gelegenheitsarbeiten attischer Handwerker, die gewohnheitsmäßig nach herkömmlicher Weise verfertigt wurden. In ihnen spiegelt sich am treusten die Sitte des Landes; sie zeigen uns den Menschen am anschaulichsten im täglichen Verkehre mit seinen Göttern,

in den Nöthen und Freuden seines Lebens. Dahin gehören die zahllosen Weihetafeln, bei den verschiedensten Gelegenheiten unter priesterlicher Autorität den Göttern dargebracht, und die vielen Denkmäler aus den öffentlichen Gymnasien; darunter ganze Reihen von Standbildern, aus denen man den Athenern eine neue Hermenstraße aufbauen könnte, mit Porträtköpfen und Unterschriften, welche uns eine große Zahl hervorragender Persönlichkeiten der Stadt kennen lehren, wie denn überhaupt an Schriftsteinen eine solche Fülle, namentlich in Athen, zu Tage gekommen ist, daß der Schriftgebrauch in allen Formen aufs Genaueste zu verfolgen ist, von der sorgfältigsten Einmeißelung bis zum flüchtigen Schreiben mit einer dintenartigen Farbe. Dahin gehören ferner die lebensvollen Darstellungen aus den städtischen Palästren, die Gruppen der in voller Uebung begriffenen Jünglinge zu Fuß und zu Roß, die vielen und höchst mannigfaltigen Denkmäler von Siegern in den öffentlichen Wettkämpfen, die Postamente geweihter Dreifüße; dann die vielen auf den Cultus bezüglichen Darstellungen, namentlich die zahlreichen Nymphenreliefs, die uns recht anschaulich machen, wie volksthümlich gerade dieser Cultus in Attica war. Endlich die unabsehliche Fülle von Grabreliefs, welche in den Museen auch nicht in den vornehmeren Kreis der Antiken zugelassen zu werden pflegen, und doch zeigen sie uns gerade die Hellenen von einer Seite, von welcher wir sie am wenigsten zu kennen und anzuerkennen pflegen, nämlich von Seiten ihrer tiefen

Gemüthlichkeit und ihres zarten Sinns für Familienglück und eheliche Treue. Denn diejenigen, welche so schlicht, so warm und wahr empfundene Familienbilder darzustellen wußten und dargestellt zu sehen liebten, die hatten wahrlich eine lebendige Empfänglichkeit für das Glück der Häuslichkeit und den Segen gegenseitiger Liebe. In allen diesen Gattungen ist eine Fülle von Denkmälern vorhanden, welcher auch die eifrigste Veröffentlichung nicht nachzukommen im Stande ist. Nur auf klassischem Boden kann man sich dieser reichen Anschauung und Anregung in vollem Maße erfreuen.

Trotzdem klagt man freilich, wenn man des ursprünglichen Reichthums gedenkt, über die Masse des Verschwundenen. Wie tief verschüttet ist der Boden, auf dem die Alten wandelten, wie sehr zum Nachtheile der Wissenschaft die neue Stadt auf die alte gebaut! Indessen haben auch hier unsere eigenen Erfahrungen recht deutlich gezeigt, daß man doch auch in Athen nicht darauf beschränkt sei, die zufällig sichtbaren Spuren und Ueberreste der alten Welt aufzusuchen. Man durchbohrt die Schuttdecke, welche auf dem Boden der Hellenen lagert, und es öffnen sich neue Quellen der Erkenntniß und ein Einblick in die versunkene Welt ist gestattet. So standen wir staunend in dem mehrfach und vergeblich durchsuchten Raume des dionysischen Theaters, als unter einer 20 Fuß hohen Schuttlage nicht nur die wohlerhaltenen Stufen, auf denen die Athener den Tragödien ihres Aeschylos zusahen, und die Treppenstufen, die

zwischen jenen hinaufführten, zum Vorschein kamen, sondern auch die marmornen Ehrensessel am unteren Rande des Zuschauerraumes, in verschiedenen Reihen wohlerhalten neben einander, als wenn sie noch gestern benutzt worden wären. Auch würde, wenn die Würdenträger der Stadt heute wiederkehrten, kein Rangstreit um die Ehrensitze zu befürchten sein, denn an jedem Sessel steht die Würde des Staatsbeamten oder Priesters deutlich aufgeschrieben, der zu dem bestimmten Sitze berechtigt ist. Der Sitz des Dionysospriesters ist mit reichem Relief vor allen ausgezeichnet. Wie anschaulich wird uns jetzt der Scherz des Aristophanes, wenn er den geängsteten Dionysos auf der Bühne vortreten und bei seinem Priester Schutz suchen läßt! Das sind Entdeckungen wie in Pompeji und Herkulaneum, nur um so wichtiger, als Athen an geschichtlicher Bedeutung die Städte am Vesuv übertrifft.

Auch an einem zweiten Orte hat man den Boden befragt und nicht umsonst. Es schwebte nämlich eine für den Historiker und Philologen peinliche Ungewißheit über die Lage des Orts, wo sich die Athener seit ältesten Zeiten als Bürgerschaft versammelten. Mir schien längst die gewöhnliche Annahme unhaltbar, aber sie hatte fanatische Anhänger und es galt den Versuch, statt auf der Oberfläche des heutigen Bodens Jahr aus Jahr ein fortzudisputiren, auf dem des ursprünglichen eine entscheidende Antwort zu finden. Sie ist erfolgt und dadurch über die eigentliche Bedeutung der ältesten und ehrwür-

digsten Bauanlage Athens eine unzweifelhafte Aufklärung gewonnen.

Durch solche Arbeiten ist es möglich, auf dem Boden der alten Wohnplätze heimisch zu werden und dieselben auf wissenschaftlichem Wege wieder herzustellen. Versuche dieser Art mögen dem Laien mißlich, ja abenteuerlich vorkommen, und er mag lächelnd darauf hinweisen, welchen Erfolg es haben könnte, wenn Einer nach Jahrtausenden eine Stadt der gegenwärtigen Welt aus unscheinbaren und vereinzelten Bautrümmern wieder reconstruiren wollte. Indessen ist es bei den Städten der Griechen doch anders; sie haben in ihren felsigen Wohnplätzen sich also eingerichtet, daß dieselben in vollem Maße zu Denkmälern ihrer Existenz geworden und die Spuren derselben unverkennbar sind; der Boden wird also unmittelbar zu einer Quelle historischer Erkenntniß, zu einer Urkunde der Geschichte. Können wir nicht — um auch hier von der wichtigsten aller Stätten des Alterthums zu reden —, wenn wir den Boden Athens durchwandern, der ganzen Entwickelung der Stadt, der ganzen Bewegung ihrer Geschichte in den Hauptstufen Schritt für Schritt folgen? Und zwar sind auch hier, wie an so vielen Orten, die ältesten Zeiten die am deutlichsten bezeugten. Wir sehen die Spuren zahlloser Felswohnungen, welche, von Cisternen, Treppen, Terrassen, Altären, Gräbern umringt, die südlichen und südwestlichen Abhänge der Hügel Athens bedecken, mit freiem Blicke auf die See, deren frischen Anhauch man hier genoß.

Hier saßen die alten Kranaer mit ihrem Boden gleichsam verwachsen, eng zusammengeschaart in knapp gemessenen Wohnräumen, deren Maßstab Einem wieder vor Augen tritt, wenn man die Straßen von Pompeji durchwandert und durch die offenen Hausthüren in die bescheidenen Stuben eintritt. Die Quelle am Ilissos setzte diese älteste Bevölkerung mit dem oberen Lande in Verbindung; uralte Altarplätze vereinigten an den Festtagen die Bewohner des Küsten- und des Binnenlandes, lange ehe die Götter bildlich verehrt und ihre Tempel auf der Burghöhe errichtet waren. Dann wurde beim Fortschritte städtischer Entwickelung die Burg der religiöse und politische Mittelpunkt der noch immer seewärts gerichteten Stadt, bis nach dem Sturze der alten Geschlechterherrschaft eine neue Epoche damit eintrat, daß der Markt und mit ihm der Schwerpunkt des städtischen Lebens nach Norden verlegt wurde, von den rauhen Felshöhen in die bequemere Niederung, aus dem Adelsquartiere nach dem Sitze bürgerlicher Industrie. Die Zeit der Kämpfe verlangt eine neue Organisation. Alt- und Neu-Athen wird zu einer großen Festung vereinigt und Themistokles, der aus seiner Wohnung in Melite von früh an die ganze Stadtlage überblicken konnte, schafft dies bewundernswürdige Mauersystem, eines der denkwürdigsten und folgenreichsten Menschenwerke. Die Hügelrücken, die sich von Natur schon gleichsam verlangend zum Meeresrande vorschieben, werden die Träger der Mauerarme, welche die Häfen in die städtische Befestigung

hereinziehen. Die zur Seebeherrscherin gemachte Stadt wird dann durch die Prachtbauten des Pheidias gekrönt. So weit die Entwickelung der Stadt aus eigner Kraft und einheimischen Mitteln. Dann lebt sie von der Gunst philhellenischer Fürsten, die sich nicht besser ehren zu können glauben, als wenn sie Athen schmücken, der Ptolemäer, Attaliden, Seleuciden, endlich der römischen Weltherrscher. Die Mosaikböden des hadrianischen Neu-Athen, das sich wieder zur Kalirrhoe, der alten Nährerin der Stadt, hinabzog, sind gerade in den letzten Wochen aus dem Schutte hervorgezogen. Es giebt keine Epoche der Stadt, welche nicht in Denkmälern bezeugt wäre, und sind die Werke selbst verschwunden, so sind wie bei manchen Theilen der Stadtmauern, wenigstens die zur Aufnahme der Steinquadern gemachten Ebnungen und Einschnitte des Felsens sichtbar, ähnlich den Fußspuren, welche untergegangene Thiergeschlechter der Oberfläche des Bodens eingedrückt und als einzige Zeugen ihres Daseins zurückgelassen haben.

Wer begreift nicht die Freude jeder gelungenen Wanderung, die Genugthuung, welche nach langem Suchen in Staub und Sonnengluth die kleinste Entdeckung gewährt! Dazu kommen die zahlreichen Spuren alter Fuß- und Fahrwege, welche uns die Bewegung des täglichen Lebens deutlich machen, die wie Kunstwerke anzuschauenden Hafenanlagen mit den genau zu messenden Schiffshäusern, die Quellgebäude und die im Felsen gehauenen Canäle, in denen noch heute das Gebirgswasser

in vollen Strömen unter den Gassen der Stadt hinrauscht, die heimlichen Grotten, im Felsen ausgehöhlt, mit ihren Vorplätzen, Stufen und zahlreichen Nischen, in denen die Weihgeschenke aufgestellt waren, die ehrwürdigen Inschriften, die an alter Stelle dem gewachsenen Felsboden eingegraben stehn, als sollten sie für ewige Zeiten den Platz der dort verehrten Gottheit zueignen. Sie erkennen, in eine wie vielseitige und lebendige Berührung man mit dem Alterthume tritt, wie lehrreich und erfreulich es ist, in allen diesen Anlagen den Gedanken und Absichten der Alten an Ort und Stelle forschend nachzugehen und wie allen Schwierigkeiten zum Trotze eine historische Topographie doch auf ein allmähliches Gelingen hoffen kann. Ja, die Schwierigkeit des Aufspürens erhöht den Reiz, während an einem Orte wie Pompeji das Interesse dadurch abgestumpft wird, daß man hier Alles gar zu bequem hat und sich ohne viel Mühe ein Adreßbuch anlegen kann, in welchem man Haus für Haus mit Namen und Stand des Bewohners einträgt.

Endlich gehört zu dem, was auf klassischem Boden den Philologen anzieht und beschäftigt, die im Volke lebende Ueberlieferung aus den Zeiten der Alten. Tönen doch um die Küsten des Mittelmeers schon die Sprachen uns entgegen, wie ein fortklingendes Echo des Alterthums, des römischen wie des griechischen! Wie vertraut klingen uns in Hellas die alten Namen der Inseln, Berge und Städte entgegen, wie anregend ist es, die in

der Schule erlernten Vokabeln nun praktisch verwerthen und die todte Sprache als eine lebende gebrauchen zu lernen! Aber auch hier ist nicht bloß Genuß und Reiz, sondern es ist von sprachgeschichtlichem Interesse, der Ueberlieferung sorgfältiger nachzugehen und sich zu überzeugen, wie in abgelegenen Bergwinkeln, in einzelnen Mundarten und den Redeweisen gewisser Stände, wie der Schiffer und Hirten, echt hellenische Ausdrücke, die man für längst verschollen hielt, aus homerischer Zeit durch alle Jahrhunderte sich erhalten haben.

Aber nicht bloß in der Sprache, auch in der Sitte, im Volksglauben, im Cultus — wie lebendig tritt uns nicht überall die Ueberlieferung entgegen! Sie wird in einzelnen Beziehungen, wie es auch in Italien geschieht, von den Einheimischen überschätzt, ist aber im Ganzen so unverkennbar und weit verzweigt, daß es eine der anziehendsten Aufgaben ist, ihr mit sorgsamer Forschung nachzugehen, in den Gründungslegenden der Kapellen, in den an die Heiligenbilder sich anschließenden Sagen, in den Formen der Weihung, den priesterlichen Symbolen und Religionsgebräuchen. So erinnern am Charfreitag, wenn jede Gemeinde ihren Christus bestattet, die Umzüge des Volks lebhaft an die Trauerfeste der Alten, wenn sie ihre dem Hades verfallenen Götter bejammerten. Der Sarg ist nach alter Sitte mit Rosen bedeckt. Mit Weihrauchgefäßen sitzen die Frauen vor den Thüren, an denen der Zug mit gellenden Klageliedern vorüberzieht, während an den Freudenfesten der heutigen Kirche der

die ganze Stadt erfüllende Lichterglanz uns die Kerzen und Fackelfeste des alten Götterdienstes in das Gedächtniß ruft.

Die Beobachtungen, welche sich in solcher Fülle demjenigen aufdrängen, welcher in den klassischen Ländern verweilt, gehen über die besonderen Interessen der Alterthumswissenschaft weit hinaus, sie haben ein allgemein geschichtliches Interesse. Namentlich wird man, so wie man in die Atmosphäre jener Länder eintritt, durch die eignen Eindrücke lebhaft angeregt, sich die Einflüsse der klimatischen Verhältnisse klar zu machen. Wir Nordländer pflegen für den Süden zu schwärmen und schon bei den Namen Neapel und Athen durchzuckt uns die Vorstellung einer glücklicheren Existenz. Und wer wird nicht auch, wenn er die verschiedenen Zonen vergleichen lernt, das Glück des Südens d. h. namentlich der ins Mittelmeer gestreckten Halbinselländer empfinden! Wer fühlt nicht, wie die Welt des Lichts und der Wärme die normale Entwickelung der Menschen an Körper und Geist wohlthuend erleichtert, wie der Mensch des Südens so vieler Mühseligkeiten enthoben ist, die den Nordländer niederdrücken und abstumpfen! Darum ist noch immer im Süden eine gewisse Intelligenz und Gewandtheit des Geistes verbreiteter als im Norden, und während bei uns schon ein Grad von Wohlstand erforderlich ist, um den Druck des Klimas nicht empfinden zu lassen, so ist jenseits der Alpen sorgenfreie Lebensfreude und frohes Selbstgefühl ein allgemeines Gut. Darum ist auch die

Kluft zwischen den Ständen weniger groß und eine gewisse Gleichartigkeit der Bildung leichter zu erreichen. Und dann, weil die Natur nicht als feindliche Macht dem Menschen gegenübertritt, lebt er alle Jahreszeiten hindurch harmloser und vertrauter mit ihr, und das maßvoll Harmonische, das in ihrem Leben waltet, in ihren Formen sich ausspricht, theilt sich unwillkürlich auch seinem Leben mit. Wer hat nicht im Süden den beruhigenden Eindruck empfunden, welchen das friedliche Gleichmaß einer langen Reihe milder Tage und Nächte, der erfreuende Glanz eines heitern Himmels, die durchsichtige Klarheit einer reinen Luft auf das Gemüth ausübt! In geheimnißvoller, aber unverkennbarer Weise hat dies auch auf das Kunstleben der Alten eingewirkt, auf die klare und maßvolle Ruhe, welche in ihrer Bau- und Bildkunst waltet, sowie auf den Rhythmus ihrer Worte und Gedanken. Göthe wie Platen zeugen für einen solchen noch heute wirksamen Einfluß des südlichen Himmels, und auch jüngere Dichter haben es erfahren, daß man in den klassischen Ländern unwillkürlich zu rhythmischen Maßen greift.

Aber dem Segen geht der Unsegen zur Seite. Die Leichtigkeit des Lebens läßt die sittliche Spannkraft nicht zu voller Entwickelung kommen und aller Himmelsgunst zum Trotz sind die schönsten Mittelmeerländer weit hinter den Ländern zurückgeblieben, von denen man zuweilen glauben möchte, daß sie nur mißbräuchlich oder aus Mangel an besserem Platz von Menschenkindern bewohnt

werden. Einem Gifte gleich hat des Südens Sonne am Mark der Nordländer gezehrt, die sich von ihrem Reize haben fesseln lassen und das Sprichwort bewähren, daß man nicht ungestraft unter Palmen wandle. Auch Einheimischen, die im Norden gelebt, erscheint es unmöglich, im Vaterlande ihr arbeitsames Leben fortzusetzen. Man ist fast dahin gekommen anzunehmen, daß einem Naturgesetze zu Folge dem Südländer keine solche Energie des geistigen Lebens zuzumuthen und von den südlichen Staaten keine volle und selbständige Entwickelung bürgerlicher Ordnung und solider Rechtsverhältnisse zu erwarten sei, daß die Wissenschaft mit ihren höchsten Anforderungen, daß die Religion in ihrer einfachen Wahrheit und ihrem sittlichen Ernste dort keinen Boden finde.

Wenn wir solche Beobachtungen machen, wie groß erscheinen uns dann die Alten, welche alle Vortheile des Südens zu verwerthen wußten, ohne den Nachtheilen zu erliegen! Es wird so viel vom Cultus der Schönheit bei den Alten geredet und die ästhetische Seite des Griechenthums über die Maßen betont. Das wahrhaft Bewundrungswürdige — das ist die Energie und Consequenz in Allem, was die Hellenen der guten Zeit gemacht haben, die resolute Durchführung ihrer Lebensaufgaben in Staat, Wissenschaft und Kunst, die Klarheit der Gedanken, der volle und wahre Ausdruck derselben in ihren Werken und die unerreichte Tüchtigkeit auch in den geringsten Leistungen. Wie sehr beschämen sie dadurch auch unsere Zeit, die mit ihrer Cultur so groß thut! Die griechischen

Werkmeister würden noch heute auf jeder Weltausstellung ihre vollen Preise gewinnen, und wenn das glänzende Neapel von dem Schicksale Pompejis betroffen würde, so wäre die Verschüttung des Museums der größte Verlust, und man hätte nichts Wichtigeres zu thun, als die geretteten Meisterwerke alter Kunst und Industrie zum zweiten Male aus der Asche zu holen.

Wie man also nur auf klassischem Boden die alte Welt in ihrer vollen Realität kennen zu lernen und zu würdigen im Stande ist, und zwar nach ihren örtlichen Verschiedenheiten (denn wie verschieden zeigt sich auch in den Stadtruinen und Kunstresten das Griechenthum Atticas, Siciliens und Campaniens!) — so auch den Gegensatz der alten und neuen Welt. Die weltgeschichtlichen Momente des erbitterten Kampfes treten uns lebendig entgegen. Sämmtliche Alterthümer Athens zeugen davon, wie mit wahnsinnigem Fanatismus alle Bildwerke, auch die harmlosesten Grabreliefs, wie Teufelswerk betrachtet und verstümmelt worden sind, als wenn die Vernichtung ihrer Schönheit ein Gottesdienst wäre. Man sieht, mit welcher Mühe die Felsaltäre zerschlagen worden sind, und erkennt daran, daß diese ältesten Stätten eines bildlosen Cultus bis zuletzt mit besonderem Eifer gepflegt worden sind. Und dennoch konnte das Gefühl einer gewissen Anhänglichkeit und Ehrerbietung nicht ganz zurückgedrängt werden; dennoch zog sich der neue Gottesdienst an die Stätten des alten. Jede Capelle ist ein Fingerzeig für die Statistik des alten Cultus; Feste und Ge-

bräuche aller Art sind in die neue Zeit herübergenommen und selbst von Bildwerken suchte man nun die Bruchstücke zusammen, um sie, wie es noch heute geschieht, an Capellen und Wohnungen als Schmuck einzufügen und so dem völligen Untergange zu entziehen.

Und nun das jetzige Volk. Nimmt es nicht auch ein allgemeines Interesse in Anspruch? Der neue Eintritt des Griechenvolks in die Geschichte und das Wiederaufleben seiner alten Sprache — das sind Thatsachen, wie sie selten in der Geschichte vorkommen, Thatsachen, die erst allmählich ganz beurtheilt werden können. Wer nach längerer Zeit Griechenland wiedersieht, der erstaunt, mit welchem Geschicke auch die unteren Schichten des Volks ein reineres Griechisch sich aneignen, und dieses Idiom breitet sich auch in den nicht griechischen Theilen der Bevölkerung mächtig aus; Albaneser und Wlachen gehen mehr und mehr in die griechische Nationalität auf. Das zeugt für ihre Lebenskraft. Aber jede staatliche Entwickelung bedarf eines zureichenden Materials und eines Raumes von angemessener Größe und Begränzung. Hier ist nur der willkürlich abgetrennte Bruchtheil einer Nation, dem alle Erfordernisse zu einem selbständigen Gedeihen fehlen. Dem kleinen Volke mangelt es nicht an Rührigkeit und hohen Zielen. Man bereitet sich vor, schon jetzt einen geistigen Mittelpunkt für die Küstenstämme griechischer Zunge zu bilden; die Universität Athen hat schon eine centrale Bedeutung und ihre Zöglinge sind die Träger der nationalen Hoffnungen in Thessalien, in

Macedonien, auf den ionischen Inseln, in Kreta und Klein-Asien. Aber die Zustände einer völligen Unzufriedenheit mit der Gegenwart und eines aussichtslosen Harrens auf bessere Tage sind natürlich wenig geeignet, die ruhige Entwickelung des Staats, welcher der Kern des Zukunftstaats sein soll, zu fördern. In fruchtloser Gährung zehren sich die Kräfte auf, während die einzig sichern Grundlagen des nationalen Wohlstandes verabsäumt bleiben. Auf allen Gebieten höherer Intelligenz werden Fortschritte gemacht, welche der Bildungsfähigkeit des Volks das glänzendste Zeugniß geben, aber die Bildung besteht vorzugsweise in Aneignung ausländischer Cultur, die aus den verschiedenen Ländern Europas zuströmt und zu einer nationalen Volksbildung sich nicht leicht verschmelzen wird. Auch der Zustand der Landessprache ist ein künstlicher und unsicherer. Man hat es aufgegeben, die Vulgärsprache als Sprachidiom festzuhalten, man sucht der alten Sprache näher und näher zu kommen. Aber je mehr dies geschieht, um so mehr fallen die noch geduldeten Ueberreste einer verdorbenen Sprache auf. Wo ist da die Gränze? Einstweilen sucht sich jeder Schriftsteller zwischen Altem und Neuem seinen eignen Weg, und so viel Talent sich darin auch offenbart, so ist diese künstliche Haltung des Neugriechischen doch für die Entwickelung einer nationalen Litteratur in hohem Grade hemmend; es fehlt ihr die frische Unmittelbarkeit einer im Volke erwachsenen Sprache, wie sie doch allein im Stande ist, das Organ nationaler Dichtung und Rede zu sein.

So hat die Wiedergeburt des griechischen Volks mit vielen und eigenthümlichen Schwierigkeiten innerer und äußerer Art zu kämpfen. Eine glückliche Ueberwindung ist nur dann zu hoffen, wenn das Volk inne wird, daß es nicht vorwärts kommen kann, wenn es seine beste Kraft in Parteireibungen zusetzt und sein höchstes Interesse den Fragen einer unstäten Tagespolitik zuwendet. Es kann von den großen Zielen, die dem Volke vorschweben, nichts gelingen, wenn es sich nicht mit vollem Ernste von Grund auf sittlich und religiös erneuert, durch strenge Zucht in Schule und Haus eine arbeitsame und pflichttreue Jugend erzieht und so allmählich den gesunden Kern einer griechischen Nationalität bildet. Denn man kann es den heutigen Bewohnern der beiden klassischen Länder nicht ernst genug vorstellen, daß es die ärgste Täuschung sei, wenn Völker, welche durch Elend und Schmach aller Art Jahrhunderte lang gesunken sind, auf einmal durch ein hastiges Greifen nach äußeren Formen und modernen Staatseinrichtungen ohne innere Erneuerung und sittliche Wiedergeburt hohe nationale Ziele erreichen zu können glauben.

Wer als Freund des Alterthums nach Hellas kommt, wie ängstlich verschließt er sein Ohr dem unheimlichen Parteigezänke der Gegenwart! Ernst und schweigsam wandelt er über die Stätten der alten Geschichte; es ist, als fürchte er durch lose Rede die Geister derer zu verletzen, die hier einst so Großes gedacht und geschaffen haben. Ein tiefer Ernst liegt über Land und Meer aus-

gegossen, und, wenn das Sonnenlicht erloschen ist, so blicken uns die grauen Felsberge von Attica wie entseelte Gestalten an, deren Wiedererweckung zu neuem Leben nur durch ein Wunder gelingen könnte. Der Gang der Völkergeschichte tritt einem lebendig entgegen, und wie Sulpicius einst seinem gebeugten Freunde Cicero schrieb, daß er auf seiner Fahrt durch den saronischen Golf bei dem Anblicke so vieler Plätze alten Ruhmes, die nun wie Leichen da lägen, erkannt habe, wie thöricht es doch sei, wenn der einzelne Mensch um sein Mißgeschick verzweifle und den Göttern grolle: so vergessen auch wir an solchen Plätzen das Kleine und Eigene und denken den Gerichten Gottes nach, welche hier auf den Völkern vollzogen sind. An denselben Stätten wird man aber auch dessen inne, was an menschlichen Werken unvergänglich ist. Denn die Marmorsäulen, unter denen wir stehen, sind die Zeugen einer Zeit, wo alle edlen Triebe, die der Menschenseele eingepflanzt sind, kräftig entfaltet waren, wo die Einzelnen im Ganzen lebten, als Glieder einer Gemeinde, welche Alles an die Ehre des Vaterlandes setzte, wo die Wissenschaft nach ewiger Wahrheit rang und die Kunst im Dienste der Götter ihre höchsten Ziele suchte.

Darum wird man auch auf klassischem Boden den Aufgaben der Gegenwart nicht entfremdet. Man kehret heim mit erfrischter Kraft, mit gestärkter Liebe zum wissenschaftlichen Berufe, mit erhöhter Liebe zum Vaterlande. Deutsche Wissenschaft hat uns nach Athen geführt und ihre Fackel hat unsere Wege auf griechischem Boden

beleuchtet. Denn wir traten dort in die Fußtapfen des Mannes, welcher von hier aus einst dieselbe Pilgerfahrt unternahm. Dankbar haben wir in Athen vereinigten Genossen die Grabsäule auf dem Kolonos bekränzt und sein Andenken ehrend zugleich uns selbst gelobt, an unserm Theil die Ehre deutscher Wissenschaft unbefleckt zu erhalten und die Liebe zu ihr in der deutschen Jugend fortzupflanzen.

8.

Die Freundschaft im Alterthume.

Es ist bekannt, wie sehr das Verhältniß des Menschen zu den irdischen Gütern sich verändert, und die Wissenschaft sucht dem wechselnden Werthe derselben durch die verschiedenen Zeiten und Länder zu folgen. Aber auch die geistigen Güter sind ähnlichen Schwankungen unterworfen; auch sie verändern ihre Stellung unter einander, so daß die einzelnen derselben in ihrer Bedeutung für das gesammte Volksleben höher oder niedriger zu stehen kommen. Diese Veränderungen hängen mit der ganzen Volkssitte eng zusammen, und es ist deshalb eine anziehende Aufgabe, ihnen nachzugehen. Die allgemeine Geschichte kann die inneren Bewegungen des Volksbewußtseins nur gelegentlich berühren, und in der Geschichte der Philosophie kommen sie nur dann zu ihrem Rechte, wenn sie sich in Lehrbegriffen ausgeprägt haben. Auch widerstreben diese zartesten Seiten des geschichtlichen Lebens einer streng wissenschaftlichen Methode. Um so mehr eignen sie sich zu gelegentlicher Behandlung und namentlich an solchen Festen, wie das unsrige ist, wo die

Universitätsgenossen versammelt sind, um einer Betrachtung von allgemein wissenschaftlichem Interesse ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Unser gemeinsames Interesse aber gilt den geistigen Gütern, um deren Werthstellung es sich handelt. Ja, um noch näher an das anzuknüpfen, was uns zu einer echten Gemeinschaft verbindet, so lassen Sie mich heute von dem Gute der Freundschaft reden, und zwar von der besonderen Bedeutung, welche dieselbe im Alterthume für die sittliche Erziehung, für die wissenschaftliche Bildung und für das bürgerliche Gemeinwesen gehabt hat.

Der Werth der geistigen Güter wird nicht auf dem Markte des Lebens festgestellt, sondern in dem engeren Kreise derer, welche den Trieb nach sittlicher Vervollkommnung in sich tragen und pflegen. Diesem Triebe steht ein anderer feindlich gegenüber, das ist der Trieb der Selbstsucht. Der sittlich rohe Mensch stellt sich in den Mittelpunkt der Welt, und weist, je nachdem er geartet ist, durch Gewalt oder List, Alles zurück, was seinen Eigenwillen hemmt. Diese Eigenwilligkeit muß ein Gegengewicht haben, wenn die menschliche Gesellschaft nicht ein Kampfplatz entfesselter Leidenschaften werden soll. Die Gesellschaft schützt sich gegen die Anmaßungen der Einzelnen durch die Sitte, welche der Wille der Gesammtheit feststellt; die Sitte wird im Gesetze anerkannt und seinen Satzungen müssen sich Alle unterordnen, welche an den Vortheilen der Gemeinschaft Theil nehmen wollen; die Einen aus innerer Uebereinstimmung, die

Anderen aus Furcht vor der Strafe. Das Gesetz erzieht den Menschen. In der verständigen Unterordnung unter dasselbe lernt er die Tugend, welche die Griechen für die Grundtugend hielten, die Sophrosyne, die Tugend des Maßhaltens, der weisen und besonnenen Selbstbeschränkung in Wort und Handlung. Er wird ein gerechter Mensch. Aber diese Gerechtigkeit ist nur eine äußerliche; sie hemmt den Ausbruch der Selbstsucht, aber den Trieb kann sie nicht entfernen. Das eigentlich sittliche Bedürfniß bleibt also unbefriedigt.

Die Religion gab dem Rechte eine höhere Weihe. Die Götter schützen das, was nach Kenntnißnahme ihres Willens Recht im Staate geworden ist, die Gottesfurcht unterstützt die Ehrfurcht vor den Gesetzen. Es stellt aber die Religion auch ihre eigenen Forderungen an den Menschen. Sie verlangt, daß er die Götter über sich anerkenne, sie vor den Menschen bekenne, ihnen huldige und von jeder Lästerung und Entweihung sich fern halte; also sie nimmt auch ihrerseits den Trieb der Selbstsucht in heilsame Zucht und übt die Tugend der Sophrosyne in einer höheren Sphäre, als der einer bloß bürgerlichen Gesetzlichkeit. Die Götter verlangen eine höhere Reinheit. Apollo straft den, der sich erfrecht, mit den Wünschen unreiner Selbstsucht seinem Orakel zu nahen.

Trotzdem war die griechische Religion auch auf ihrer höchsten Stufe, der des delphischen Apollodienstes, außer Stande, den Menschen frei zu machen vom Joche der Selbstsucht. Wohl demüthigte sich der religiöse Mensch

in Opfer und Gebet vor den unsichtbaren Gewalten, wohl fühlte er bei allen großen und kleinen Angelegenheiten die Unentbehrlichkeit göttlicher Hülfe; auch näherte ihn die Kunst den Göttern und zeigte ihm im Antlitze des olympischen Zeus die Fülle seiner Macht und Gnade, aber die Triebe des menschlichen Herzens wurden nicht umgewandelt; dazu erschöpfte sich das Wesen der Religion zu sehr in äußerlichem Thun. Es muß aber ein Innerliches sein, was den Menschen wahrhaft frei macht, ein neues Lebensgesetz, welches das alte verdrängt, das ihn lehrt sich selbst zu finden, indem er sich verliert, und durch volle Hingabe erst recht sein eigen zu werden. Nur durch die Liebe ist eine rechte Ueberwindung der Selbstsucht möglich, und da von einer Liebe der Gottheit zum Menschengeschlechte die alte Welt kein Bewußtsein hatte, so konnte auch ihre Frömmigkeit keine Gegenliebe sein und ihre Religion keine persönliche Hingebung veranlassen.

Um so wichtiger waren nun die menschlichen Beziehungen, die Stätten gegenseitiger Menschenliebe. Und wie hoch stand den Alten der Herd des Hauses, der heilige Mittelpunkt der Familie, wie lebten sie auch mit den abgeschiedenen Hausgenossen in treuer Gemeinschaft fort, und wie ängstlich sorgte jedes Gemeinwesen dafür, daß kein Herdfeuer erlösche! Wie für die Altäre des Landes, kämpften die Bürger für den Herd ihrer Wohnhäuser, durch welchen sie sich mit dem Vaterlande unauflöslich verbunden und der vollen Bürgerehren theilhaftig

wußten. Aber hier erkennen wir auch den eigenthümlichen Standpunkt der Alten. Die Ehe ist nur möglich auf dem Boden der staatlichen Gemeinschaft, und sie ist für die Erhaltung derselben unentbehrlich. Sie gehört also nicht in die Sphäre dessen, was der Neigung des Einzelnen anheimgegeben ist; sie ist eine Bürgerpflicht, von deren Erfüllung die bürgerliche Stellung abhängig ist. Persönliche Beglückung und sittliche Veredlung sind wenigstens nicht die Zielpunkte der Eheschließung; darum war dieselbe eine Sache der nüchternsten Erwägung, und es schien bedenklich, ja ungehörig, Herzensstimmungen darauf einwirken zu lassen. Die Frau hatte keine ebenbürtige Stellung neben dem Manne, die Familie war nur die erweiterte Persönlichkeit des Hausvaters, die Liebe desselben zu den Seinigen also nur eine feinere Art von Selbstliebe.

Die Liebe, welche den Eigenwillen überwinden soll, muß eine durchaus freie sein, unabhängig von Naturtrieben und äußeren Rücksichten, ein Bund gleich geordneter Persönlichkeiten, und darauf beruht nun die besondere Bedeutung der Freundschaft im Alterthume, daß sie für die höchsten Zwecke menschlicher Ausbildung, auf welche, wenn auch unbewußt, jede unverdorbene Menschenseele hinstrebt, das ersetzte, was uns Religion und Familienleben ist. Die Alten haben Ehebund und Freundschaftsbund niemals auf gleiche Stufe gestellt und wenn sie verglichen, so haben sie im Sinne Davids geurtheilt, wenn er zu seinem Jonathan sagte: Deine Liebe ist mir

sonderlicher gewesen, denn Frauenliebe ist. Ja man kann sagen, daß nur hier ein freies, von allen äußeren Rücksichten unabhängiges, Verhältniß gegeben war, in dem der Mensch ganz aus sich heraustreten konnte, ein volles Verhältniß menschlicher Gegenseitigkeit, ein freies Geben und Nehmen. Also kamen die höchsten Tugenden, Wahrhaftigkeit und Treue, Liebe und Selbstverläugnung, nur hier zu voller Wirksamkeit, in ihr überhaupt das sittliche Leben zu seiner reichsten Entfaltung.

Auch die Sprache giebt uns lehrreiche Winke über die eigenthümliche Auffassung des Freundschaftsbegriffs bei den Griechen. Philos heißt „lieb" und ist in diesem Sinne von so umfassender Bedeutung, daß es Alles, was uns ans Herz gewachsen, ja Alles, was uns zu eigen geworden ist, bezeichnet, so daß es fast nur ein gemüthlicherer Ausdruck für die besitzanzeigenden Fürwörter geworden ist. Zweitens bezeichnet es die thätige Richtung des Gemüths auf den Gegenstand des Wohlgefallens, es hat also schon an und für sich einen anmuthigen Doppelsinn, „lieb und liebend". Auch im zweiten Gebrauche macht die Sprache einen feinen Unterschied. Als Eigenschaftswort bezeichnet philos eine Herzensstimmung, welche vorübergehend und auch einseitig sein kann, als Substantiv aber gleichsam den Stand, in welchen ein Mensch eingetreten ist, das dauernde Verhältniß der Freundschaft, welches nur als ein gegenseitiges gedacht werden kann.

Daraus folgt schon, daß Philia ein viel weiterer

Begriff ist als „Freundschaft“, während andererseits Eros viel enger ist als unser „Liebe.“ Philia ist die erfolgte Aneignung, die wohlbegründete Uebereinstimmung, der sichere Besitz des Geliebten, während Eros das einseitige Verlangen ist und eine begehrliche, von Sinnlichkeit getrübte Aufregung des Gemüths. Dem Eros ist die Eris verwandt; er bringt Unruhe und Verwirrung, während mit dem Begriffe Philia der des Friedens, der Klarheit und Heiterkeit verbunden ist.

Diese Philia ist die eigentliche Seele des antiken Lebens. Sie giebt demselben einen Hauch der Gemüthlichkeit, welcher sich wie ein zarter Duft über die klare Gestaltenwelt des Alterthums ausbreitet und uns mehr als alles Andere anzieht. Sie ist das unserm Wesen Verwandteste; sie vertritt das, was der neueren Welt die Romantik ist, den Zug von Schwärmerei, welche auf dem Frauendienste und dem Werben um Frauenminne beruht.

Darum hat sie auch die Dichtung der Hellenen beseelt. Homer ist nie schwungvoller und ergreifender, als wenn er die Freundschaft von Achilleus und Patroklos besingt, und mitten unter dem wüsten Getümmel selbstsüchtiger Leidenschaften, welches das Lager der Achäer erfüllt, ist diese Liebe wie eine Oase, auf welcher unser Blick mit Freude ruht, wo sich das Menschenherz in seinen Tiefen aufschließt. Die Freundesliebe ist der mächtigste aller Triebe, er durchbricht alle anderen Rücksichten, er bricht auch den Bann des Hades.

Bei Nacht weilt der Schatten des Patroklos am Lager des Genossen und fliegt im Kampfe seinem Wagen voran. Achill gelobt auch in dem Reiche dumpfer Vergeßlichkeit dem Freunde Treue zu halten, und zum Zeichen ungestörter Vereinigung wird die Asche der Freunde zusammen bestattet. Dies ist kein erdichtetes Zeichen schwärmerischer Zärtlichkeit, sondern auch in der geschichtlichen Zeit sehen wir mehrfach, welchen Werth Freunde darauf legen, neben einander im Grabe zu ruhen. So kamen Pythagoreer nach Theben, um die Gebeine des Lysis heim zu holen, weil sie glaubten, er müsse, um wohl zu ruhen, unter seinen Genossen bestattet sein, und die Gräber der Freunde Philolaos und Diokles waren so angelegt, daß man von einem zum andern hinübersehen konnte.

Darum stellte auch der fromme Polygnotos auf seinem delphischen Gemälde die Freunde dar, zu traulichen Gruppen in der Unterwelt vereinigt. Denn auch die bildende Kunst hat die Freundschaft verherrlicht, nicht in frostiger Allegorie, sondern in lebenswarmen Gestalten. So finden wir auf einem anmuthigen Bilde Achilleus sorgsam bemüht, seinen verwundeten Gefährten zu verbinden; so sehen wir auf der Ficoronischen Cista, welche in leicht geritzten Umrissen ein bewundernswürdiges Bild des hellenischen Lebens vor uns aufrollt, unter den Argonauten zwei Jünglinge dargestellt, deren Einer den Arm um den Nacken des Andern legt, das lieblichste Bild zärtlicher Zuneigung. So stehen in stattlicher Marmor-

gruppe Orest und Pylades bei einander, zu gemeinsamer That sich rüstend, und in ganz entsprechender Gruppe hat die Kunst auch Orestes und Elektra dargestellt, die Geschwister als Freunde, wie schon Homer den Familienbanden die Freundschaftsverbindungen gleichstellt, und auch die Gattenliebe wird auf den Denkmälern der alten Kunst wesentlich als ein Bund der Freundschaft dargestellt.

Es lag im Volkscharakter der Griechen tief begründet, daß die Freundschaft eine so hervorragende Bedeutung hatte und daher auch für andere Liebesverhältnisse den Typus hergab. Sie entsprach unter allen engeren Verbindungen am meisten dem angestammten Sinne für Gleichheit, welcher sich beeinträchtigt und selbst verletzt fühlte, wenn man das empfangene Gute nicht in vollem Maße zurückgeben konnte. Man wollte dem Freunde so wenig im Wohlthun, wie dem Feinde im Schadenthun nachstehen. Dies hängt wieder mit der Lust des Wetteifers zusammen, welche die Spannkraft des Hellenenvolks war, mit dem geselligen Triebe desselben und der Freude am Austausche der Gedanken wie an dem gemeinsamen Bestehen von Gefahren, wenn es galt, unberechtigte Zumuthungen und Angriffe zurückzuweisen. Ja, die Freiheitsliebe war die rechte Luft, in welcher die Freundschaft Gedeihen fand, und so sehen wir, wie alle die Eigenthümlichkeiten, welche den Hellenen vom Barbaren unterscheiden, dazu angethan waren, der Freundschaft eine besondere Geltung zu sichern.

Sie war ein Grundpfeiler des Volkslebens, ein heiliger Erbbesitz, welcher wie alle volksthümlichen Stiftungen seine heroischen Vorbilder und Stifter hatte. Sie war nicht blos ein Genuß, ein lieblicher Schmuck des Lebens, eines der Glücksgüter, das man dankbar hinnimmt, wenn man einmal ein Sonntagskind ist, sondern ein unentbehrlicher Bestandtheil, das tägliche Brod des sittlichen Lebens, das wesentliche Gegenmittel gegen alle Anwandlungen von Engherzigkeit und Selbstsucht, ein Sporn der Tugend — denn nur durch sie kann man Freunde haben und nur gute Menschen können Freundschaft halten.

So ersetzte die Freundschaft das, was der Religion der Alten an ethischer Kraft abging; sie wurde selbst eine Art Religion, denn göttlicher Führung fühlte man sich hier am meisten bedürftig. Gott schafft die Freunde für einander, und er muß sie zusammenbringen. Die Freundschaft ist das Band der Edelsten im Volke, und die Hellenen liebten es so sehr, sich Geistesverwandte als Freundespaare zu denken, daß sie auch solche Männer als Freunde auffaßten, welche durch Zeit und Raum weit von einander getrennt waren, wie Lykurg und Homer, König Numa und Pythagoras.

Die Freundschaft blieb die ganze Geschichte hindurch der Prüfstein hellenischer Tugend; wer hellenisch gesinnt sein wollte, mußte sich durch sie bewähren. Das fühlte auch der große Macedonier, als er die Mission antrat, die hellenische Tugend über die Gränzen von Hellas

hinaus zu einem Gemeinbesitze der gebildeten Menschheit zu machen, und erneuerte selbst in seinem Bunde mit Hephästion das Vorbild der Freundschaftsbündnisse heroischer Zeit. „Auch dieser ist Alexander", sagte er von ihm, als bei einer Begrüßung der Freund mit dem Könige verwechselt wurde. Er blieb ein guter König und ein edler Hellene, so lange er es verstand, Freund zu sein. Auch das griechische Volk büßte seine Ehre ein, als die Freundschaft aufhörte, eine sittliche Macht zu sein. Die Philia wurde zur Polyphilia, zur Vielfreundschaft, d. h. sie entartete in ein ehrsüchtiges Streben nach Anhang und Parteimacht.

Wenn die Freundschaft so mit dem tiefsten Grunde des sittlichen Bewußtseins verwachsen war, so mußte auch die Philosophie der Griechen, so wie sie die einseitige Naturbetrachtung aufgab und eine ethische wurde, ihr eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Die Ethik ging ja, wie die Physik, von gegebenen Thatsachen aus, von den Formen, Kräften und Gesetzen des sittlichen Lebens, wie es im Volke sich darstellte, und da mußte die Idee der Freundschaft einer der fruchtbarsten Gegenstände ethischer Untersuchungen werden. Denn wenn diese sich vorzugsweise um die Begriffe der Tugend, der Pflicht und der geistigen Güter bewegten, so trafen hier alle drei Gesichtspunkte zusammen, und hier konnte am Besten von allgemein Verstandenem und Zugegebenem zu wichtigen Folgerungen fortgeschritten werden.

So erklärt sich die Thatsache, daß von Sokrates an

die Philosophie sich so eingehend mit der Freundschaft beschäftigt und sie zum besonderen Gegenstande der sorgfältigsten Untersuchungen gemacht hat, ja, daß auch diejenigen Philosophen, welche im Ganzen die geistigen Güter entwertheten, wie die Epikuräer, ängstlich bestrebt waren, die Vereinbarkeit ihrer Ethik mit der Freundschaft zu erweisen.

Die Freundschaftslehre ist das rechte Erkennungszeichen der hellenischen und jeder hellenisirenden Ethik, und auf keinem Gebiete ist das, was das Volksbewußtsein in Spruch und Sitte ausgeprägt hatte, so wie hier als gute Münze in den Gebrauch der Wissenschaft übergegangen. Es kam nur darauf an, das ursprüngliche Gepräge recht kenntlich zu machen, den Schmutz zu entfernen, dem nichts entgeht, was im Leben Umlauf hat, das gemeine Bewußtsein zu erheben und das Volk aus seiner eignen Sitte zu belehren. Und wie merkwürdig ergänzen sich hierin die drei großen Philosophen!

Sokrates faßt die Freundschaft von ihrer praktischen Seite auf und benutzt die Uebereinstimmung Aller über die Unentbehrlichkeit derselben im Haushalte des menschlichen Daseins, um recht handgreiflich nachzuweisen, wie auch der Nothbedarf des Lebens mit dem sittlich Guten unzertrennbar verbunden sei.

Platon geht auf die Keime zurück, aus denen in der Tiefe der Seele Liebe und Freundschaft mit Naturnothwendigkeit entstehen; er knüpft an den im Volke weit verbreiteten Erosdienst an, um die Liebe als die Grund-

kraft des sittlichen Lebens zu verherrlichen. Sie ist der treibende Keim des Göttlichen im Menschenherzen, die Sehnsucht, die ihm inmitten der irdischen Dinge keine Ruhe gönnt, und wenn diese Sehnsucht nicht unstät hin und herflattert, von Trugbildern getäuscht, wenn sie nicht ausartet in eine krankhafte Sentimentalität, die nur sich selbst sucht, wenn sie durch Besonnenheit auf ihr rechtes Ziel geleitet und durch Gemeinschaft mit Gleichgestimmten im kräftigen Emporstreben gestärkt wird: dann wird sie die eigentliche Schwungkraft der Menschenseele, vermöge welcher sie sich aus der Zeitlichkeit und Leiblichkeit in die Gemeinschaft der Gottheit erhebt.

Während die platonische Lehre ganz von der Idee der Liebe durchdrungen ist und alle sittliche Vollkommenheit auf Liebe und Freundschaft zurückgeführt wird, verfährt Aristoteles in der Weise, daß er die Freundschaft wieder von ihrer realen Seite, als ein durch die Natur gegebenes, durch die Sitte ausgebildetes, Verhältniß des geselligen Lebens erörtert. Mit dem prüfenden Auge eines Naturforschers untersucht er sie in allen ihren Erscheinungsformen, er giebt gewissermaßen eine Physiologie und Pathologie der Freundschaft. Es ist der populärste Theil seiner Philosophie, und man fühlt der liebenswürdigen Wärme seiner Darstellung an, wie er hier recht auf dem Boden volksthümlicher Anschauungen steht, welche er nur zu ordnen und zu verbinden, tiefer und fruchtbarer zu machen sucht. Als echter Grieche hält er an der Gleichheit als der nothwendigen Freundschaftsbe-

dingung fest, und darum müssen, wenn nicht eine höchst seltene Ausgleichung des bestehenden Standesunterschiedes eintritt, die irdischen Machthaber, welche sonst auf der Höhe des Lebensglücks und im Ueberflusse der Güter zu stehen scheinen, doch das Köstlichste aller menschlichen Güter entbehren, dessen sich der Aermste und Niedrigste im vollen Maße erfreuen kann.

Wenn die volksthümliche Idee der Freundschaft von der Philosophie also verwerthet worden ist, so liegt schon darin ausgesprochen, daß jene Idee über den engeren Kreis der sittlichen Lebensrichtungen weit hinausreichte, daß sie in die Wissenschaft eingriff und mit dem Erkenntnißtriebe in Verbindung trat. Die Alten wollten ja von solcher Unterscheidung überhaupt nichts wissen. Wenigstens als zuerst mit voller Energie eine das Menschenleben erfassende Philosophie zum Durchbruche kam, da wollte man um keinen Preis das geistige Leben in zwei Hälften aus einander gehen lassen; da sollte keine Kluft zwischen Erkenntniß und Sittlichkeit, zwischen Denken und Wollen sein. Ohne Wissenschaft keine Tugend, keine Tugend ohne Wissen! Beides kann ja nur Eines zum Gegenstande haben, das Gute, und auf dies Eine hin sollen ungetheilt alle Muskeln der geistigen Kraft gespannt sein. Nur in dieser Vereinigung aller Kräfte des Bewußtseins ist die Vollendung des geistigen Lebens zu suchen. Wen fesselt nicht diese kühne Forderung, wen ergreift nicht die unvergängliche Wahrheit, die in ihr liegt?

Freilich haben auch die Hellenen diesen Standpunkt nicht festzuhalten vermocht. Denn so wie sich das Nachdenken auf solche Gebiete erstreckte, wo die unmittelbare Beziehung auf das sittliche Verhalten wegfiel, da mußten die Sphären des Denkens und des Handelns sich trennen. Aber so weit blieb Platon dem sokratischen Standpunkte vollkommen treu, daß er das Erkennen vom Kerne der Persönlichkeit nicht ablöste; das Licht der Erkenntniß soll den ganzen Menschen erfüllen, und wenn später die Aufgaben der theoretischen und praktischen Thätigkeit auch in größrer Breite auseinander treten, so hat doch selbst Aristoteles den Boden sokratischer Lehre, den eigentlichen Mutterboden hellenischer Lebensweisheit, nicht ganz verlassen. Auch ihm vereinigen sich beide Richtungen in einer Spitze.

Unter diesen Umständen versteht man vom griechischen Standpunkte aus die Bedeutung persönlicher Zuneigung, auch wo es sich um Wissenschaft handelt. Die Wissenschaft ist keine Waare, welche an einen beliebigen Empfänger versendet werden kann, um von diesem ohne Weiteres in seinem Hauswesen verwerthet zu werden. Auch giebt der Lehrende nicht vom Katheder herab, was er gerade von dem Vorrathe seines Wissens abzuheben für gut findet, und überläßt es dem Zufalle, ob das Gegebene das gerade Passende sei und ob es richtig aufgefaßt werde. Nein, der wahre Lehrer giebt sich, seine Person, seine ganze Person, und der rechte Zuhörer wünscht, wie Sokrates dem Agathon sagt, daß die Weis-

heit ihm so zu eigen werde, wie aus dem volleren Becher das Wasser durch einen Wollenfaden in den leereren hinüberfließt, bis in beiden das gleiche Maß vorhanden ist. So ist alles wahre Lehren auf Geben und Nehmen, auf volle Gegenseitigkeit und Gemeinsamkeit des Besitzes, auf persönliches Zusammensein, auf Liebe und Freundschaft gegründet. Was trieb denn jenen wunderlichen Mann in Athen, auf allen Straßen und Plätzen umherzugehen, und die Leute am Mantel zu zupfen und mit Diesem und Jenem ein Gespräch anzuknüpfen? Warum setzte er sich dem Gelächter, der Verspottung und schnöden Zurückweisung aus? Er hoffte doch unter Hundert oder Zweihundert Einen zu finden, welcher ihm seine Seele hingebe, der ihm etwas mitzutheilen oder von ihm zu empfangen habe, der einen Wissenstrieb in sich fühle, welcher richtig gepflegt als Keim eines neuen Lebens sich hervordränge, anfangs ängstigend und verwirrend, dann aber doch der Ursprung eines hohen Menschenglücks. So wurde die Wißbegierde ein Trieb zur Freundschaft und die Freundschaft wiederum der Anfang fruchtbarer, segensreicher Belehrung; ein Anfang, welcher durch keinen anderen ersetzt werden konnte.

Aber nicht nur die Erweckung bedurfte der Freundschaft, sondern auch die Pflege des angeregten Wissenstriebes. Viele der Seelen, die gewonnen waren, wandten sich wieder ab, vom stillen Platze der Selbsterkenntniß, auf welchen sie Sokrates gestellt hatte, durch den Strom des Lebens wieder fortgerissen; Andere aber blieben,

Wenige, aber eine treue Schaar, eine Gruppe von Freunden, wie Hausgenossen um einen Herd versammelt, dessen heilige Flamme sie nicht erlöschen lassen wollten.

Noch mehr als bei den Sokratikern, war bei den Pythagoreern die Freundschaft mit der Forschung eng verbunden; was dort freier Anschluß war, galt hier als Satzung. Daher hieß Pythagoras der Gesetzgeber der Freundschaft, und durch eine ordensmäßige Verpflichtung war hier die Gemeinschaft der geistigen Güter auch auf die leiblichen ausgedehnt. Die Sophisten standen isolirt, weil jeder etwas für sich sein und gelten wollte, weil sie Kenntnisse und Fertigkeiten feilboten, welche äußerlich übernommen und angelernt werden konnten. Je tiefer aber eine Philosophie den ganzen Menschen ergriff, um so mehr war die Freundschaft die nothwendige Form der Mittheilung und der Bewahrung.

Die Freundschaft ging mit der griechischen Bildung zusammen in andere Länder hinüber und verband diejenigen unter einander, welche es zu ihrer Aufgabe machten, die auswärtige Bildung in ihrer Heimath einzubürgern, wie die Männer des Scipionischen Kreises, in welchen uns Ciceros Schrift von der Freundschaft versetzt. Griechen und Römer, Imperatoren und Philosophen waren in traulicher Genossenschaft vereinigt, eine neue Geschmacksbildung festzustellen; es mischte sich die Aristokratie der Geburt mit der des Talents. Denn auch darin ist die Freundschaft der Alten ein wesentliches Förderungsmittel der Bildung gewesen, daß sie die schroffen Gegen-

sätze der Gesellschaft ausglich und Menschen der verschiedensten Herkunft und Lebensstellung zu gemeinsamer Thätigkeit vereinigte. So finden wir den afrikanischen Freigelassenen als Lustspieldichter wohl angesehen im Hause des Scipio Aemilianus, so treffen Athener und Thebaner harmlos bei Sokrates zusammen; als Zuhörer Platons befreundet sich Hermias der Bithyner mit Aristoteles, und diese Freundschaft dauerte fort, als Hermias aus einem Sklaven Herrscher von Atarneus und Assos geworden war.

So geht die Freundschaft in enger und einflußreicher Verbindung neben der Wissenschaft her, und mit feinem Sinne hat der Künstler, welcher die „Apotheose Homers“ gebildet hat, unter den Gruppen, welche dem Altmeister huldigen, die allegorischen Figuren der Freundestreue und der Weisheit, Pistis und Sophia, als zwei sich umschlungen haltende Gefährtinnen dargestellt.

Endlich muß die Philia, wenn sie ein solcher Grundzug des griechischen Lebens war, der Antrieb zur Erkenntniß wie zur Tugend, auch im Staatsleben sich bezeugt haben, denn alle besten Kräfte waren ja dem öffentlichen Leben zugewendet. Darum mußte die Freundschaft auch die Grundlage der politischen Tugend sein, und je sorgfältiger der Staatsorganismus ausgebildet war, um so mehr waren die im Menschenherzen wurzelnden Kräfte, die Bande persönlicher Zuneigung zwischen Bürgern und Bürgersöhnen wie zwischen Altersgenossen, für das Interesse des Staats verwerthet. Und zwar

waren es, dem hellenischen Sinne gemäß, auch hier nicht die von Natur gegebenen Verhältnisse, welche für das Gemeinwesen benutzt und geregelt wurden, sondern freie Verbindungen, Wahlverbindungen. So wählte sich in Kreta und Sparta der gereifte Mann einen Knaben, welchen er im Geiste der Verfassung, in der Sitte des Landes und in der Waffenkunst aufzog. Er sollte ihm, wie der griechische Ausdruck sagt, den Geist des Gemeinwesens „einhauchen“ und der Knabe durch persönliche Hingabe an seinen väterlichen Freund in den Staat hineinwachsen; sie war das gesetzlich verordnete Bildungsmittel der Jugend. Aber auch die Erwachsenen lebten mit einander in genossenschaftlichen Kreisen und lagerten auch im Frieden wie Zeltgenossen bei einander, um stets eingedenk zu sein, daß jeder Einzelne erst der Gemeinde und seinen Gefährten angehöre, und dann seinem Hause. In der Schlacht standen die durch Freundschaftsschwur Verbundenen bei einander und dem Eros galt das Opfer, welches den Kampf eröffnete.

So ruhte des Staates Heil auf der Freundschaft, welche in größeren und kleineren Kreisen seine Mitglieder vereinigte; sie war das Palladium des Staats, und während sonst überall ein strenges Gesetz waltete und die Bewegung des Eigenwillens eng umschränkte, so war hier in wohlverstandenem Staatsinteresse volle Freiheit gelassen, weil man die Kraft der Liebe im Staate nicht entbehren wollte, und diese ihrer Natur nach nur in der Luft der Freiheit gedeihen kann. Hier behielt das Mensch-

liche sein Recht und schützte den Staat vor Erstarrung in seelenlosem Mechanismus.

Aehnliche Ideen, wie die in Kreta und Sparta verwirklichten, waren in den Pythagoreern lebendig, deren Weisheit ja auf denselben pythischen Gott zurückgeführt wurde, welchen auch die dorischen Staaten als ihren Gesetzgeber verehrten. War hier die Freundschaft von Anfang an der Eckstein des Staatswesens, so war es dagegen das Ziel pythagoreischer Freundschaft, eine bestehende Staatsgesellschaft sittlich zu erneuern, indem die besten Bürger sich zusammenschlossen, um in ihrer Mitte das wahre Volksthum zu pflegen, wie die Essener im Volke Israel, und von sich aus den politischen Geist zu verbreiten, der den Staat retten sollte. Aus den Kolonien wurden die Keime pythagoreischer Politik wieder nach dem Mutterlande gebracht und fanden in Theben ein neues Gedeihen. Epaminondas und Pelopidas sind die Musterbilder einer Freundschaft, welche im Stande war, einen kleinen verkommenen Staat groß und berühmt zu machen, und an die heilige Schaar der thebanischen Freunde knüpfen sich die letzten Erinnerungen griechischer Freiheitskämpfe.

Das waren einzelne Verwirklichungen des hellenischen Ideals, aber die Ueberzeugung ging durch alle Staaten und Stämme hindurch, daß der Bürger Freundschaft die erste Bedingung des Gemeinwohls sei. Aller Orten waren es die Uebungsplätze der Jugend, welche zugleich die Stätten der Freundschaft, der Verfassungstreue und Frei-

heitsliebe waren, und deshalb hatten die Tyrannen, wo sie immer auftraten, nichts Eiligeres zu thun, als die Ringschulen zu schließen oder zu verbrennen. Ferner dienten die öffentlichen Feste, die gemeinsamen Speisungen der Bezirksgenossen dazu, den Geist brüderlicher Genossenschaft unter den Bürgern zu stärken. Die Gesetzgeber, sagt Aristoteles, bemühen sich mehr um die Freundschaft, als um die Gerechtigkeit; denn wenn die Bürger Freunde sind, bedarf es nicht der Gerechtigkeit.

Also war die Freundschaft das oberste Staatsgesetz; sie war die höhere sittliche Ordnung, in welche die äußere Pflichttreue und Gesetzlichkeit sich verklärte, und es waltete der staatenhütende Zeus als Freundschaftsgott, als Zeus Philios, segnend über den Staaten. Ja es war den Griechen die Freundschaft ein allgemeines Weltgesetz, und sie konnten sich den Staat im Olymp so wenig wie den irdischen Staat ohne Freundschaft denken. Wo sie nicht ist, da ist Dunkel und Chaos; nur durch sie besteht im Himmel und auf Erden Maß und heitere Ordnung und Gesetz. In der Freundschaft bewährt sich die Tugend des Einzelnen, auf ihr beruht der Bestand der Gesellschaft. Darum ist auch bei Aristoteles die Philia der Abschluß der Ethik und das bindende Glied, durch welches mit der Ethik die Lehre vom Staate zusammenhängt. Es wird schwer sein für die Wissenschaft der Politik eine bessere Anknüpfung, eine würdigere Begründung zu finden.

Eine solche Bedeutung für Sittlichkeit, Wissenschaft

und öffentliches Leben hat die Freundschaft in späteren Zeiten nicht wieder gehabt. Das Verhältniß der geistigen Güter zu einander mußte ein wesentlich anderes werden seitdem die Ehe, die Familie, die religiöse und staatliche Gemeinschaft sich in neuer Weise gestaltet haben. Die Kräfte, welche die Freundschaft nährten, sind in andere Formen des sittlichen Lebens übergegangen. Ja an sich ist die Freundschaft der Hellenen etwas so Beschaffenes, daß für sie in unserer Sitte gar kein Platz zu sein scheint. Denn zu der antiken Freundschaft gehört als nothwendiger Gegensatz die Feindschaft. Wer keinen Feind hat, sagten die Alten, der hat auch keinen Freund, und hielten den erst für einen rechten Mann, welcher seinem Freunde Freund und seinem Feinde Feind zu sein, der Gutes wie Böses zurückzugeben wisse. Wie verträgt sich das mit der allgemeinen Menschenliebe, welche die Seele christlicher Ethik ist?

Dann ist auch die Stellung der einzelnen Tugenden eine ganz andere geworden. Sie stehen nicht mehr so gesondert, so selbständig, in so plastischen Umrissen vor unserm Bewußtsein; sie verschwimmen in einander und werden mit Forderungen verbunden, welche außerhalb des eigentlichen Gebiets der Sittenlehre liegen. Während die Religion im Alterthume die Ethik freiließ, ist die neuere Ethik von der Glaubenslehre abhängig, und so werden auch die einzelnen Tugenden in ihrer Unabhängigkeit beeinträchtigt. Endlich noch ein großer Unterschied. Den Alten war die Ausbildung der irdischen

Verhältnisse Alles. Sie ahnten ein Jenseits, sie glaubten an eine Vergeltung, aber sie lebten für das Diesseits und wendeten ihre volle Energie der Gestaltung des öffentlichen Lebens zu. Daher hatten die geselligen Tugenden eine ganz andere Bedeutung, Politik und Ethik eine ganz andere Verbindung. Im Christenthume lag von Anfang an eine transscendentale Richtung. Der Mensch ist ein Pilger, der sich nicht zu tief einlassen darf mit einer Welt, die ihm fremd ist und sein soll; er lebt hier, um sich in eine unsichtbare Reichsordnung einzubürgern, und gegen die Pflichten und Rechte dieses Bürgerthums erblaßt die Bedeutung der irdischen Ordnungen, also auch der Pflichten, die man für sie hat, und der Tugenden, welche sie fordern, also auch der Freundschaft.

So wie daher in der christlichen Welt Richtungen eintreten, welche sich dem Standpunkte griechischer Humanität mit Vorliebe zuwenden, wird auch sofort die Freundschaft wieder in ihre alten Rechte eingesetzt. Man denke an den Freundschaftscultus zur Zeit Petrarkas; es war die Romantik des Humanismus, welche sich als eine geistreiche Umgangsform erhielt, aber keine ethische Bedeutung gewann. Es waren aufgewärmte Empfindungen, denen die innere Wahrheit fehlte; man studirte sich die alten Tugenden ein, und liebte sich nach Ciceros Lälius.

Die antike Freundschaft hat sich nie als Treibhauspflanze ziehen lassen. Sie war zu sehr mit dem ganzen

Leben der Alten verwachsen, namentlich mit dem öffentlichen Leben. Dies war die stärkende Luft, welche die Freundschaft gesund erhielt und männlich. Daher ist ihr nichts unähnlicher, als jene weichliche Gefühlsschwelgerei moderner Dichterkreise, welche gerade dem öffentlichen Leben am fernsten standen.

Viel ernster und bedeutender für die Geschichte der antiken Freundschaftsidee war die Richtung, welche im englischen Deismus ihren Ausdruck fand. Hier führte die Bewunderung des Alterthums und seiner großen Charaktere zu einer prüfenden Vergleichung der christlichen Lehre und der alten Ethik; aus dem Vergleiche wurde ein offener Angriff auf das Christenthum, und namentlich wurde demselben die Vernachlässigung der Freundschaft zum Vorwurfe gemacht. Sie werde als ein Uebriges behandelt und ein Unwesentliches; sie werde vielleicht gar für schädlich geachtet, indem sie den Einzelnen in seinem Heilseifer aufhalte und zerstreue. Wenn aber Jeder nur für sein Seelenheil ängstlich besorgt sei, so sei das nichts als ein verfeinerter Egoismus, ein lohnsüchtiges Streben. Shaftsbury vermißt die Selbständigkeit der einzelnen Tugenden, die sich einst wie Aeste eines starken Baums in der Luft der Freiheit und Gemeinsamkeit gestaltet hätten. Er will die Tugenden wieder frei machen von der Lehre; er zürnt dem Christenthume, das uns für großmüthige Freundschaft keinen Antrieb gebe und keine Muster aufstelle.

Schroffer ist der Gegensatz zwischen der alten und

neuen Welt im Gebiete des Sittlichen nicht ausgesprochen worden. Ist er aber begründet? Sollte die christliche Welt in der That verkürzt und verarmt sein, gerade an den höchsten Lebensgütern, die in dem Boden der Liebe wurzeln? Ist doch das Christenthum selbst begründet worden in einem Jüngerkreise, welcher mit seinem Haupte zusammen das verklärte Bild der Freundschaft ist und gleichsam die Erfüllung alles dessen, was jemals durch Freundesbündnisse erstrebt worden ist, um Staat und Gesellschaft zu erneuern! Und fällt denn wirklich die Freundesliebe mit dem Feindeshasse? Haben nicht schon die Alten die höhere Wahrheit erkannt und Platon es offen ausgesprochen, daß es mit der Tugend unverträglich sei, Anderen Böses zu wünschen? Die Religion der Liebe kann unmöglich die Freundschaft aufheben, sie giebt jedem menschlichen Bunde erst die rechte Weihe; sie giebt uns auch erst die rechten Waffen, um Alles zu beseitigen, was die Freundschaft trübt und verletzt.

Merkwürdig ist, daß es ein Philologe war und zwar kein Geringerer als Richard Bentley, welcher das Evangelium gegen die Angriffe der Deisten vertheidigte und selbst Geistliche darauf hinweisen mußte, daß der griechische Freundschaftsbegriff im neuen Testamente erweitert und verklärt werde; aus der Philia werde die „Philadelphia“, die Bruderliebe, und die „Agape“ — das war das neue Wort für die christliche Liebe, welche nun an Stelle der Philia die Welt erfüllen und beseelen sollte. Die Tugenden der Alten, und namentlich die Freund-

schaft, waren die Lichtstreifen, welche der aufgehenden Sonne vorleuchteten. Die einzelnen Strahlen verschwinden, wenn die volle Sonne hinter den Bergen hervorgetreten ist. Aber sind sie darum weniger vorhanden, weil sie in der Lichtfülle verschwinden? Sie sind da, nach wie vor, nur kräftiger, feuriger, belebender! Denn wenn dem ganzen menschlichen Streben höhere Ziele gesetzt sind, so müssen ja in demselben Maße auch alle geistigen Vereinigungen inhaltreicher und bedeutungsvoller sein. Der Mensch kann und soll dem Menschen mehr sein, als es je im Alterthume der Fall war.

Darum sind auch innerhalb der großen Verbrüderung die engeren Verbindungen gewiß nicht in ihrem Rechte beeinträchtigt. Als Freundespaare zogen die Boten aus, welche das Evangelium der Liebe in die Welt trugen, und als dasselbe zum zweiten Male an das Licht trat, waren es wiederum Freunde und Freundeskreise, welche nur in ihrem Zusammensein den Muth und die Kraft fanden, eine neue Epoche des christlichen Bewußtseins zu begründen. Solche Zeiten des Uebergangs, welche Heldenmuth verlangen, bedürfen auch im besonderen Maße der Freundschaft, der heroischen Freundschaft, wie sie Schleiermacher genannt hat.

Aber keine Zeit kann sie entbehren, denn jede trägt eine Zukunft in sich, deren Gewinn nicht ohne Kampf erworben werden kann. Kein menschlicher Kreis kann ohne sie bestehen, am wenigsten der Kreis deutscher Universitätsgenossen!

Ja gewiß sind unsere Universitäten vorzugsweise berufen, die Stätten der Freundschaft in ihrer von Zeit und Volksthum unabhängigen und ewigen Gültigkeit zu sein. Hier weht die Luft der Freiheit, der Gemeinsamkeit, des Wetteifers, in welcher die hellenische Freundschaft ihr Gedeihen fand. Sollen die Alten uns beschämen in der Werthschätzung der höchsten Menschengüter? Das sei ferne! Hier entscheidet sich ja der Jünglinge ganzes Leben nach der Art, wie sie Freunde suchen und finden, und der Segen, welcher auf der Arbeit der Männer liegt, hängt davon ab, wie sie Freundschaft halten können. Denn nur durch sie sind wir das Ganze, das wir sein sollen; nur durch sie ist es möglich, daß die Forschungen der Einzelnen sich gegenseitig fördern und beleben, daß unser Geist die volle Wahrheit ergreife und die Wissenschaft aus der Fachgelehrsamkeit zur rechten Weisheit sich erhebe. Darum soll die Freundschaft bei uns und an uns in ihrer dreifachen Wirksamkeit sich vollkräftig bezeugen, in ihrer sittlich erziehenden, ihrer die Erkenntniß fördernden und endlich in ihrer das Heil des Vaterlandes begründenden Macht.

Ja hierin ist ohne Frage ihre Bedeutung am größten und hier kann ihr Segen am wenigsten entbehrt werden. Denn Staaten wie Völker bestehen durch das Band der Freundschaft. Sie ist die Lebenskraft, welche die verschiedenartigen Elemente zum Dienste des Organismus bindet; ihr Erlöschen ist der Tod desselben.

Wo aber soll diese staat- und volkerhaltende Liebe

gepflegt werden, wenn nicht vor Allem bei uns? Wenn der Parteihader unablässig geschäftig ist, aufzulösen und zu trennen was zusammengehört, wenn jedes Mittel benutzt wird um die Andersdenkenden zu verketzern, wenn selbst der Name Gottes gemißbraucht wird, um gleichsam zu seiner Ehre den giftigen Samen von Haß und Mißtrauen auszustreuen: so sollen wir an unserm Theile nicht müde werden, zu sammeln und zu bauen und zu stärken den Geist der Eintracht und des Vertrauens. Die großen Entscheidungen der Volksgeschichte liegen nicht in vorübergehenden Parteisiegen noch in einzelnen Ereignissen, welche die Tagesblätter füllen, sondern in dem sittlichen Verhalten des Volks, in der Stärkung seines Rechtsgefühls, in der Pflege seiner geistigen Güter, in der wachsenden Gewißheit, daß über allen Gegensätzen, die sich noch bekämpfen, wie ein fester Stern das Bewußtsein einer unverbrüchlichen Gemeinschaft steht.

Die Georgia Augusta wird das Ihre thun, auf daß der Segen der Freundschaft der Anstalt selbst, Allen, welche ihr angehören, und dem ganzen Vaterlande zu Gute komme.

9.

Die Kunst der Hellenen.

Je mehr sich die Bildung unserer Zeit in mannigfaltige Richtungen und Fächer zersplittert, um so dankbarer ehren wir der hervorragenden Männer Genius, welche die trennenden Schranken siegreich überwinden und das gesammte Geistesleben ihres Volks mit heilsamer Wirkung durchdringen. Zu ihnen gehört der Mann, dessen Andenken wir heute in ernster Erhebung feiern. Denn Schinkel verdient nicht bloß unter unseren größten Baumeistern genannt zu werden und seine Bedeutung beschränkt sich nicht auf den Ruhm, welchen ausgezeichnete und mannigfache Kunstschöpfungen ihrem Urheber sichern; er hat in dem vaterländischen Kunstleben eine Richtung von allgemeiner Wichtigkeit so energisch angebahnt und so geistvoll vertreten, daß Alle, denen die höheren Interessen unserer Bildung am Herzen liegen, seinem Genius huldigen müssen.

Die Ueberzeugung davon allein kann es gewesen sein, welche die Ordner dieser Feier veranlaßt hat, diesmal

den Festredner außerhalb des Kreises ihrer Kunstgenossen zu suchen, und die volle Berechtigung jener Ueberzeugung anerkennend, habe ich die Scheu, vor Künstlern über Kunst zu reden, überwunden, damit ich, so viel an mir liegt, ein entschiedenes und freudiges Zeugniß ablegte, wie sehr Schinkels Größe auch außerhalb des Kreises der Kunstgenossen lebendige Anerkennung finde. Und wie sollten zu solcher Anerkennung nicht diejenigen vor allen Anderen berufen sein, welche es zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben, die Schätze des Alterthums als treue Hüter zu verwalten! Denn wenn sie aus dem Strome der Völkergeschichte das ewig Gültige zu retten, das Entstellte und Verschüttete zu säubern, das Erstorbene neu zu beleben suchen, so haben ja auch sie in diesem Streben Schinkel zu ihrem Vorbilde.

Wohl lehnt sich auch hier der Widerspruch auf, welcher in der menschlichen Natur so leicht sich gegen jede begeisterte Anerkennung regt und das für Kraft haltend, was im Grunde nur Schwäche ist, fragt die Welt, der das heute Neue mehr gilt, als das ewig Wahre: Warum so viel Preis einem Manne, der nichts Größeres thun konnte, als auf eine vor Jahrtausenden dagewesene Kunstzeit hinweisen, wie ein rückwärts gewandter Prophet! Solcher Einrede gegenüber ist es der Alterthumswissenschaft eigenstes Interesse, Schinkels Ruhm zu vertreten; denn auch ihr wird der Kranz vom Haupte gerissen, wenn das Alte, weil es vergangen, auch abgethan sein, wenn es wie eine verblichene Schattenwelt hinter uns

liegen soll, der Gegenstand einer unfruchtbaren Sehnsucht oder einer rein historischen Wißbegier, ohne Beziehung auf unser heutiges Leben und Denken. Unsere Wissenschaft soll vielmehr der Opfergrube des Odysseus gleichen, an welcher die Schatten der Unterwelt Gestalt und Sprache gewinnen, um wie Lebende mit uns zu reden und wenn es wahr ist, was Niebuhr sagt, daß der, welcher Verschwundenes in das Leben zurückruft, die Seligkeit des Schaffens genießt, so wird auch der Forscher, je glücklicher er auf seiner Bahn fortschreitet, einem schaffenden Künstler immer ähnlicher. Ihn führt der Inhalt zur Form, das Erkennen zum Bilde, die Forschung zum Anschauen. Vom entgegengesetzten Standpunkte kommt ihm der Künstler entgegen. Diesen führt das Bilden zum Erkennen — denn, von tieferem Streben geleitet, wird er bald inne, wie alles Nachzeichnen und Nachformen antiker Muster eine Sklavenarbeit ist, ein Zahlen- und Buchstabendienst, wenn die Gesetze, aus denen jene Muster entstanden sind, ihm unverstanden bleiben. Ihn führt die Anschauung zur Forschung — denn wie ein quälendes Räthsel steht ihm jede Bildform des Alterthums gegenüber, sei es ein Tempel, ein Götterbild oder ein Dreifuß, wenn er nicht in das geistige Leben des Volks eindringt, aus welchem diese Gestalten hervorgewachsen sind. So reichen sich bildende Kunst und wissenschaftliche Forschung die Hand und wenn sie es thun in voller Erkenntniß des gemeinsamen Ziels und der gegenseitigen Unentbehrlichkeit, so ist das eine Weihe von Schinkels

Andenken und jede Frucht, die aus jener Verbindung entspringt, ein Ehrenmal Schinkels.

Aber nicht nur das Verhältniß der Gegenwart zum Alterthume ist in unserer rastlos vorwärts jagenden Zeit ein vielfach angefochtenes; den Begriff der hellenischen Cultur selbst sehen wir bei der Erweiterung der Alterthumsstudien in Frage gestellt.

Die alte Welt gleicht einem durch breite Meeresflächen von uns getrennten Lande, dessen Küstenstriche und Inselgruppen bei fortschreitender Entdeckung zu einem immer größeren und zusammenhängenderen Welttheile anwachsen. Ungenannte Völker, unbekannte Stätten alter Geschichte treten nach einander in unsern Gesichtskreis; unsere Vorstellung vom Alterthume ist in steter Ausdehnung begriffen. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß man früher das Einzelne kennt als den Zusammenhang des Ganzen und wie bei sinkendem Nachtnebel erst die Höhen frei werden und inselartig neben einander emporragen, während die Thalsenkungen lange im Dunkel bleiben, so sind es auch die verschiedenen Culminationen der antiken Cultur, welche völlig isolirt neben einander dazustehen schienen — die asiatische, die ägyptische, die griechisch-römische. Die zwischen liegenden Lücken füllte man mit solchen Vorstellungen aus, wie sie gerade der wissenschaftlichen Stimmung entsprachen. So lange die alte Geschichte ganz unter dem Einflusse der Theologie stand, war man bemüht Alles, Worte wie Sachen, unmittelbar aus dem Oriente herzuleiten. Später als

das Hellenische in seiner ganzen Eigenthümlichkeit aufgefaßt wurde, suchte man wieder mit einer gewissen Eifersucht alles Fremde von den Hellenen fern zu halten, als wenn bei Nachweisung eines auswärtigen Einflusses ihre Ehre auf dem Spiele stände.

Jetzt sind die älteren Culturen des Morgenlandes in ungleich bestimmteren Formen vor unsere Augen gerückt. Dem ägyptischen Volke kann man an seinen unverwüstlichen Denkmälern eine Geschichte von mehr als vier Jahrtausenden nachrechnen, so daß, was etwa dem trojanischen Kriege gleichzeitig ist, vom ägyptischen Standpunkte aus, als etwas schon halb Modernes, geringerer Aufmerksamkeit würdig erscheint. Die assyrische Welt mit ihrer Riesenstadt, mit ihren Königspalästen und Bildersälen, welche ebenso viel Museen der alten Geschichte sind, steht wie durch ein Wunder enthüllt vor uns. Der Gesichtskreis ist ein anderer geworden; ein breiter, tiefer Hintergrund hat sich jenseits der hellenischen Cultur entfaltet, von welchem sie nicht abgelöst werden kann. Zahlreiche Niederlassungen, namentlich semitischer Stämme, lassen sich immer deutlicher an den griechischen Küsten nachweisen; die wichtigsten Erfindungen des geselligen Lebens wie die Bestimmungen von Maß und Gewicht bilden eine Kette ununterbrochenen Zusammenhanges vom Euphratthale bis Italien; religiöse Vorstellungen und Gebräuche von unverkennbarer Verwandtschaft ziehen ein geheimnißvolles Band durch die Mythologien der alten Völker, und aus der Beobachtung dieser

merkwürdigen Thatsachen bildet sich jetzt eine allgemeine Culturgeschichte des Alterthums, von welcher man noch vor Kurzem keine Ahnung hatte. Dadurch ist die Stellung der Hellenen den älteren Völkern des Morgenlandes gegenüber eine Hauptfrage historischer Forschung geworden, und wie auch in der Wissenschaft jede energisch verfolgte Richtung ihren Rückschlag nach sich zu ziehen pflegt, so ist der Otfried Müller'schen Ansicht eine andere auf dem Fuße gefolgt, welche in Religion und Sitte, in Philosophie und Kunst den Griechen nichts Eigenes mehr lassen will, und während man sonst keine größeren Gegensätze kannte als Hellenenthum und Philisterthum — so hat man jetzt die Lehre aufgestellt, daß der semitische Stamm der Philistäer die griechische Halbinsel bevölkert und ihre Geschichte begründet habe.

Unbefangene Forschung führt uns indessen zu anderen Ergebnissen. Wir sehen das griechische Land von einem uns verwandten Zweige der arischen Völkerfamilie, den Pelasgern, bewohnt, die seit uranfänglicher Völkerwanderung dort angesiedelt waren. Während in Aegypten und Asien mächtige Reiche, mit allen Erfindungen des Kriegs und Friedens ausgestattet, blühten, lebten sie im Dunkel autochthonischer Zustände und opferten, zu den ragenden Gipfeln ihrer Waldgebirge emporsteigend, auf einfachen Erd- und Aschenaltären dem höchsten der Götter. An ihren Küsten landeten, um Purpurmuscheln, Kupfer, Bauholz und Sklaven zu gewinnen, die fremden Seefahrer und neugierig eilten die Kinder des Landes hinab,

um die am Strande ausgestellten Wunderdinge orientalischer Industrie, phönizisches Glas und Thongeschirr, assyrische Teppiche und vielerlei bunten Schmuck einzutauschen. Damals waren sie die Barbaren, und da sie Alles zu lernen hatten, was seit Jahrtausenden schon in den gesegneten Niederungen des Nil und Euphrat sich die Menschheit erworben hatte, so nahmen sie begierig das Dargebotene an. Von den auf Küsteninseln und Vorgebirgen angesiedelten Phöniziern lernten sie Alles, was dem Menschen die Herrschaft über die Natur verleiht; sie lernten messen und rechnen, sie lernten Stein, Holz und Metall bearbeiten, sie lernten des Gebirgs Schätze an das Licht fördern, Dämme ziehen und Sümpfe trocknen, sie lernten Schiffe bauen und begannen ängstlich die von sidonischen Schiffern eröffneten Seebahnen nachzufahren.

Bei diesen Zuständen sollte es nicht bleiben. Es lösten sich aus den Völkermassen der nördlichen Landschaften einzelne, durch edle Begabung und Unternehmungsgeist hervorragende Kriegerstämme und drangen gegen Süden vor, die pelasgischen Völker zu unterwerfen. Mit dieser Unterwerfung beginnt die Geschichte Griechenlands. Nachdem seine Bewohner von den Fremden so viel erlernt hatten, als zur Begründung eigener Cultur nöthig war, beginnt der abstoßende Gegensatz gegen alles Ausländische. Europa scheidet sich von Asien; in stürmischen Jahrhunderten geht die alte, mit dem Morgenlande verwachsene Ordnung der Dinge zu Grunde und

wie die Ionier, Achäer, Dorier ihre Staaten gründen, so erhebt sich auf dem Boden pelasgischer Völkerschaften die hellenische Welt.

Daß diese Welt im Vergleiche mit allen früher Dagewesenen etwas durchaus Neues sei, das zeigt sich schon aus den örtlichen Bedingungen, welche jetzt, bei dem Eindringen der geschichtbildenden Stämme ihre volle Bedeutung erhalten. Das von Meer und Gebirge durchschnittene Land war nicht bestimmt, die Geschichte des Orients fortzusetzen. Während im Oriente gleiche Culturen über Massen von Völkerstämmen ausgebreitet sind und der Glanz seiner Reiche auf Vernichtung jeder Sonderberechtigung, auf gleichförmiger Vereinigung unabsehlicher Ländergebiete beruht — so entfaltet sich hier die größte Mannigfaltigkeit auf engstem Raume. Die Möglichkeit der Abgränzung und Abwehr in scharf gegliederten Bergkantonen weckt den Trieb nach selbständigen Gauverfassungen; die Arbeitsnöthigung, die der kargere Boden seinem Bewohner auflegt, verhütet orientalische Erschlaffung und anstatt daß namenlose Menschenmassen durch Despotenlaunen getrieben werden, erhebt sich hier der Mensch zu der geistigen Freiheit, für die er geschaffen ist.

So ist das Volk der Griechen mit dem gesammten Alterthume verbunden, so löst es sich wiederum von dem Mutterschoße orientalischer Geschichte ab, um den größten Fortschritt zu bezeichnen, welchen aus inwohnender Kraft die Menschheit der alten Welt gemacht hat. Der Ge-

dankte einer harmonischen Ausbildung der geistigen und leiblichen Natur ist zuerst von den Griechen gedacht und mit rastloser Energie verwirklicht worden; sie haben gezeigt, daß der Mensch berufen sei, seinen Werken eine von Masse und Ausdehnung unabhängige Bedeutung zu verleihen, eine innere Größe, die auf der Selbstbeschränkung beruht; sie haben dem Maße über das Maßlose, dem Geiste über die Materie den Sieg verschafft. Das ist die originellste That, die ein Volk gethan hat und je mehr wir jenseits der hellenischen Welt die rückwärts liegende Vergangenheit überblicken, desto freier löst sich von ihr in seinem geschichtlichen Berufe das Volk der Hellenen.

Wir haben also volles Recht von einem hellenischen Staate zu reden, in welchem zuerst die Menschen, von kastenmäßiger Beschränkung frei, sich gegenseitig als Glieder einer sittlichen Lebensordnung anerkannt haben; von einer hellenischen Wissenschaft, in welcher der Gedanke zuerst in selbstbewußter Kraft die Dinge der Außenwelt wie die Gesetze der eigenen Natur ergründet hat, vor Allem aber von einer hellenischen Kunst, der eigenthümlichsten Schöpfung dieses Volks.

Keinem der Völker, welche die Geschichte nennt, fehlt der Keim kunstbildender Thätigkeit, der auf einer gewissen Stufe nationaler Entwickelung wie eine sprossende Naturkraft mit innerer Nothwendigkeit hervortritt. Namentlich war den Völkern des Alterthums der unbewußte Trieb eingepflanzt, sich in dauerhaften Denkmälern zu bezeu-

gen, deren Wiederentdeckung einst in späten Jahrhunderten die Menschheit über ihre Vergangenheit belehren sollte. Wer die Schauplätze der alten Geschichte durchwandert, sollte glauben, ihre Völker hätten nichts gethan, als gebaut und gebildet. In seiner vollen Entfaltung erscheint dennoch dieser Trieb erst bei den Griechen; als Hellene hat der Mensch seine schöpferische Thatkraft zuerst nach allen Richtungen hin und durch alle Organe hindurch vollständig erprobt.

Das natürlichste Organ der Kunst ist das Wort, der bildsamste Stoff für den Ausdruck des Innern, und weil die Kunst ihrem Wesen nach den Gegensatz des Gebundenen und Ungebundenen verlangt, so ist das durch Maß und Rhythmus gefesselte Wort das Organ der Kunst, welcher die Griechen den allgemeinen Namen schöpferischer Thätigkeit — Poesie — als Ehrennamen verliehen haben. Wie vollständig sich diese Kunst bei ihnen entfaltet habe — einem Baume gleich, welchem des Jahres Ungunst keine Blüthe und keinen Fruchtkeim verkümmert hat — das lehrt die Geschichte der hellenischen Dichtkunst, eine Wissenschaft, welche zugleich eine praktische Kunstlehre, eine Poetik für alle Zeiten genannt werden kann. Bei der Poesie und der ihr verwandten Musik hat der Trieb nationaler Kunst unter den meisten Völkern seine Befriedigung gefunden, aber nicht bei den Hellenen. Es quälte sie die todte Masse des Unorganischen, welche sie umstarrte; es drängte sie, auch das dem Menschengeiste Fernste und Fremdeste, Stein und

Erz aus den dunkeln Tiefen der Bergspalten hervorzuziehen und dem trägen Stoffe ein höheres Sein zu verleihen, indem er sich unter ihrer Hand in bedeutungsvolle, zweckerfüllte, lebenathmende Formen fügen mußte — das ist das Reich der bauenden und bildenden Künste, deren verschiedene, durch Stoff und Zweck bedingte Gattungen sich in Hellas zuerst ebenbürtig neben einander entwickelt haben. Diese Künste, welche noch mehr als die Poesie Gemeingut des ganzen Volks genannt werden konnten, standen nicht in bunter Mannigfaltigkeit lose neben einander; wir sehen sie nicht auf ihre Einzelgattung eifersüchtig, sich eigensinnig gegen einander absperren, eine jede im besonderen Virtuosenthume sich groß dünkend — vielmehr harmonisch unter einander verbunden, zu einem großartigen und neidlosen Zusammenwirken, welches im Dienste der Gottheit seinen Mittelpunkt und seine Weihe fand.

So wenig wir den großen Culturzusammenhang zwischen Griechenland und dem Oriente läugnen, so entschieden müssen wir doch die Kunst in diesem Sinne, in dieser reichen Verzweigung und dieser innern Einheit des Lebensprincips eine national-griechische nennen, die von allem früher und später Dagewesenen wesentlich verschieden ist. Aehnliche Formen der Plastik wie der Architektur mögen sich vereinzelt in älteren Kunstperioden nachweisen lassen — damit verhält es sich wie in der Natur, welche auf unteren Entwickelungsstufen gewisse Formen vorbildlich auftreten läßt, um sie erst auf höheren Stufen zur

vollen Bedeutung gelangen, zur vollen Wahrheit werden zu lassen.

Bei den meisten Völkern wird in günstigen Zeitläuften die Kunst wie ein Gegenstand des höheren Lebensgenusses eingeführt und bleibt von Modelaunen, persönlichen Einflüssen und Zufälligkeiten abhängig, welche ihre Richtung, ihr Bestehen und Vergehen bestimmen, ohne daß dadurch die Natur des Volks wesentlich verändert werde. Der Hellenen ganze Nationalität war aber auf die Kunst angelegt; das Schöne, als die in die Sinnlichkeit tretende Offenbarung des Guten, war ihnen ein Lebensbedürfniß, das sie nicht ruhen ließ, an sich und um sich die Idee der Schönheit darzustellen; darum war die Kunst ein so wesentlicher Theil ihres Lebens und Strebens, dessen Verständniß ohne sie unmöglich ist. Sie ist das verklärte Abbild, das bessere Selbst des Volks. Denn im geselligen und öffentlichen Leben da zeigen sich die Griechen — wer wollte das aus blinder Schwärmerei läugnen? — so unzuverläßig, eitel, leichtfertig und neuerungssüchtig; in ihrem Kunstleben dagegen wie ernst und beharrlich, wie klar und vernünftig, treu sich selbst und dem überlieferten Gesetze! Daher der erziehende Einfluß der Kunst, daher ihre Kraft, den Menschen in seinen Neigungen zu läutern und aus den niederen Sphären der Sinnlichkeit emporzuheben. Das Unsittliche sollte für die Kunst nicht da sein und ihre Schönheit keine höhere Bedeutung haben, als die Seelen zum Guten und Göttlichen hinzuziehen. Darum ver-

schmähte sie täuschenden Sinnenreiz; sie war enthaltsam und keusch, wie die Natur bestrebt mit den geringsten Mitteln den Zweck zu verwirklichen, vom inwohnenden Gesetze ganz erfüllt und darum durch und durch wahr und ächt.

Das sind die Kennzeichen, welche unter allen Völkern der Erde allein die Hellenen ihrer Kunst aufgeprägt haben.

Wie in Beziehung auf das räumliche Beisammensein der Völker sich zwei entgegenstehende Ansichten gebildet haben, deren eine jedes Volk in möglichst abgeschlossener Selbstgenügsamkeit isoliren will, während die andere freiesten Verkehr und freiesten Austausch verlangt, damit jedes Land seine besonderen Kräfte auf das Ungezwungenste entfalte — so giebt es auch in Beziehung auf die durch Zeiträume geschiedenen Völker der Geschichte einen ähnlichen Gegensatz der Meinungen. Die Einen wollen jedes Zeitalter unabhängig von dem anderen; ein jedes soll sein Recht, seine Philosophie, seine Kunst und Wissenschaft frei aus sich hervorbringen; die Anderen aber erkennen unter den Völkern der verschiedenen Zeiten eine große Gemeinschaft, innerhalb welcher sie kein abgelöstes Einzelleben anerkennen können; sie sehen namentlich die großen Culturvölker alter und neuer Zeit zu gemeinsamer Handreichung, zu wechselseitiger Ergänzung in einem heiligen Bunde vereinigt. Diese Ansicht ist die historische und wer Schinkels Andenken feiert, kann nicht anders als zu ihr sich bekennen.

Wenn wir an eine Vorsehung glauben, welche nicht erst mit unserer Zeitrechnung begonnen hat, die allgemeine Weltgeschichte und Weltbildung nach einem großen Plane zu ordnen, so erkennen wir deutlich, wie von den hervorragenden Völkern des Alterthums jedes seine unvergängliche Mission hat. Denn was ein Volk in hoher Vollendung hervorbringt, das geht über dasselbe hinaus und wird welthistorisch. So haben die Römer den Beruf gehabt, den Begriff des Staats in einer Weise zu verwirklichen, wie er in der Geschichte der Menschheit nicht dagewesen war. Der griechische Staat blieb immer seinem Wesen nach eine Stammverbindung; er theilte daher das natürliche Leben der Stämme, er blühte und welkte mit ihnen. Die Römer aber, von Anfang an aus verschiedenen Stämmen zusammengewachsen, die sich auf den Tiberhügeln vereinigten, gründeten ihren Staat auf eine höhere, das von Natur Verschiedenartige verbindende Einheit und dadurch wurde er befähigt, mit beispielloser Lebenskraft sich Schritt für Schritt bis an die Gränzen der Welt auszudehnen. Ihr Reich ist wiederum jüngeren Erben der Weltgeschichte anheimgefallen, aber die Norm, nach welcher sie ihr Zusammenleben geregelt haben, ist bei allen gebildeten Völkern der Erde die Grundlage des Rechtszustandes geworden.

Was die Römer für das Recht, das sind die Hellenen für Wissenschaft und Kunst gewesen — oder sollen wir glauben, daß so hoch Vollendetes nur für das Ländchen Hellas bestimmt war und für die kurze Spanne Zeit,

die wir die griechische Geschichte nennen? Wie einseitig und vergänglich waren die äußeren Formen dieser Geschichte — entweder spartanische Starrheit, welche das bewegte Leben in eiserne Fesseln schlagen wollte, oder eine fessellose Volksbewegung, wie in Athen, wo sich wie im zehrenden Fieber die menschlichen Kräfte aufrieben! Diese Gegensätze, im engen Lande schroff gegen einander ausgebildet, zerrissen so früh das Band der Einigkeit und zerstörten so schnell die griechische Unabhängigkeit, daß selbst die glänzendste Zeit der Nationalmacht, die der Perserkriege, nur wie eine Pause der Bürgerfehden erscheint, welche der griechischen Freiheit das Grab gruben. Die hellenischen Staaten sind zu Grunde gegangen im Mutterlande wie in den Colonien, entweder von rohen Siegern zertrümmert, oder in allmählichem Siechthume absterbend; nachdem der Genius des Lebens von ihnen gewichen, waren alle Anstrengungen ihrer nachgeborenen Helden, eines Demosthenes und Philopoimen, nicht im Stande, die Geschichte des Volks wiederherzustellen — ihre Kunst aber verließ das sieche Vaterland und dem Siegerschritte Alexanders folgend, durchdrang sie den Orient, der nun, aus seiner Lethargie aufgerüttelt, zum ersten Male von den westlichen Ländern Sprache, Sitte und Religion, Wissenschaft und Kunst empfing. Mit Staunen sahen wir in den letzten Jahrzehnten griechische Städte in den entlegensten Bergwinkeln Vorderasiens auftauchen mit Marmortempeln und Markthallen, mit Gymnasien, Theatern und Stadien

und was im Mutterlande die Kunst an Großartigkeit nicht zu verwirklichen vermocht hatte, das gelingt ihr in Pergamus und Antiochien. So war das Ende der griechischen Geschichte für die griechische Kunst der Anfang ihres Weltganges, der sie von Syrien nach Rom führte, auf daß sie mit ihrem Schmucke die Hauptstadt Italiens als Weltbeherrscherin kröne.

Mit Rom sank die hellenische Kunstwelt in Schutt und Vergessenheit; nun schien es, als wenn in der That die Mission der alten Welt eine erfüllte und abgeschlossene wäre. Völker roher Kraft, welche von der Geschichte der klassischen Länder, die sie unterjochten, nichts wissen wollten, erfüllten die von anderen Gedanken bewegte Welt und an den Resten der Vergangenheit, welche als einsame Zeugen derselben über dem Boden stehen geblieben waren, gingen die Menschen gedankenlos und mit stumpfen Sinnen vorüber. Wer wollte die Größe jener Jahrhunderte verkennen, die ihre tiefe Sehnsucht nach dem Göttlichen nicht nur in Heerzügen und Schlachten, sondern auch in tiefster Forschung und in unvergänglichen Denkmälern bezeugt haben! Aber zu einer harmonischen Ausbildung der geistigen Kräfte gelangten die Menschen nicht und als die Völker sich in ruhelosem Drängen erschöpft hatten — da öffnete sich die Schuttdecke, welche die alte Welt von der neuen trennte. Die Schriften der Alten wurden wieder gelesen, ihre Bildwerke hervorgezogen, ihre Sprachen neu belebt und wie Sophokles von den attischen Oelbäumen singt, daß sie, durch Zeus beschützt, von kei-

ner Gewalt ausgerottet werden könnten — so trieb der verstümmelte und verschüttete Stamm hellenischer Kunst, so wie er von Neuem mit Licht und Sonnenwärme in Berührung kam, in unversiegter Lebenskraft Blätter und Blüthen.

Man hat die Entdeckung der neuen Welt mit allem Aufwande gelehrter Forschung ergründet — wollte man eine Geschichte der Wiederentdeckung des Alterthums schreiben, man würde erkennen, wie unter sichtbarer Leitung der Vorsehung die Schätze nach einander aus dem Schutte der Vergessenheit befreit sind, wie aus dem geöffneten Grabe der alten Welt frisches Leben in die neue Zeit hinübergeströmt, wie endlich unsere Welt durch Aneignung des Alterthums nach und nach eine andere geworden ist. Anderer Völker Geschichte, Litteratur und Kunst kann man sein Leben lang studiren und man bleibt innerlich doch, was man gewesen ist; in das hellenische Kunstleben kann sich Niemand mit wahrer Hingebung versenken, ohne eine umbildende Kraft an sich zu erfahren. Darum macht die klassische Bildung, mag sie auf dem Wege wissenschaftlicher Forschung oder bildlicher Anschauung erworben sein, eine durchgreifende Scheidung in der menschlichen Gesellschaft.

So sehr diese Erfahrung für die Lebenskraft des Alterthums zeugt, so könnte doch eine Einwirkung solcher Art gefährlich erscheinen und unheimliche Besorgniß erwecken. Wir wollen uns ja doch nicht selbst verlieren, noch auf die besondere Berechtigung unserer Zeit und

unserer Nation verzichten. Und in der That, wenn die hellenische Kunst, mit Begeisterung ergriffen, dahin wirkte, daß sie das Angeborene und Ursprüngliche abtödtete und im besten Falle keinen anderen Erfolg hätte, als daß ein eingepfropftes Reis auf fremdem Stamme ein künstliches Gedeihen gewönne — so hätten wir ein Recht, uns vor der überwältigenden Macht des hellenischen Kunstgeistes zu fürchten. Aber verhält es sich so? Wir Deutsche müssen dies beim Rückblick auf unsere Vergangenheit verneinen. Seit sich die Kunst des Mittelalters erschöpft hat, sehen wir in unserer Poesie alles Große an das Alterthum sich anschließen; ja den seltnen Vorzug einer zwiefachen Zeit klassischer Schöpfungen verdankt unser Vaterland der geistigen Berührung mit dem Alterthume, und die innigste Verschmelzung des hellenischen und deutschen Geistes bezeichnet nach unser Aller Einverständniß den Höhenpunkt unserer Litteratur. Die unverwelklichsten Lorbeern schlingen sich um die Dichtungen Göthe's, welche man eben sowohl hellenisch wie deutsch nennen könnte, und anstatt daß das Ursprüngliche und Nationale in dieser Verbindung erdrückt wäre, finden wir gerade in der hellenisch angeregten Zeit zum ersten Male wieder den vollen und tiefen Inhalt unsers inneren Lebens in die Poesie hineingetragen und den zerrissenen Zusammenhang mit unserer germanischen Vorzeit wiederhergestellt. Durch Homer sind wir zu den Nibelungen gekommen, die Hellenen haben uns zu uns selbst und zur Natur zurückgeführt. Wie die ewig gültige Religion sich darin

bewährt, daß sie die Naturen der Menschen wie der Völker nicht abtödtet, sondern sie zu einer höheren Individualität steigert — so zeigt sich auch die wahre Kunst darin, daß sie überall, wo sie aufgenommen wird, ein neues und eigenthümliches Leben entzündet.

Eine solche Verbindung einheimischer und hellenischer Kunst ist nur bei den Deutschen vollzogen worden. Andere Litteraturen haben sich auch unter die Gesetzgebung der Hellenen gestellt, aber sie haben todte Formeln und abstrakte Regeln von ihnen zu gewinnen gesucht, und sich dem Buchstaben derselben in blindem Gehorsam unterworfen. Daraus ist eine Sklaverei geworden, deren Joch der aufstrebende Volksgeist zerbrechen mußte, und die Folge davon ist auch auf dem Gebiete der Kunst ein Schwanken zwischen Despotismus und Anarchie gewesen. Unser Volk hat den Geist der Alten, wie wir es so treffend auszudrücken vermögen, sich zu eigen gemacht; er ist unser Saft und Blut geworden.

Diese Aneignung ist aber nicht vollendet, die Einwirkung des Alterthums keine geschlossene. Was wir in der Poesie unsers Volks als eine vollendete Thatsache nachweisen können, ist im Gebiete der bildenden Kunst kaum begonnen. Das bildende Alterthum ist uns überhaupt später aufgeschlossen, als das denkende und dichtende; die Entdeckung der Monumente ist erst nach langer Frist auf die der Schriftwerke gefolgt und deshalb auch die Kunstgeschichte der am letzten entwickelte Theil der Alterthumswissenschaft. Der Mann selbst, in

dessen Haupte der Gedanke einer griechischen Kunstgeschichte geboren ist, erfaßte ihn mehr als eine dämmernde Ahnung, als daß er ihn durchzuführen im Stande gewesen wäre. Wie ferne stand doch Winkelmann der Welt griechischer Kunst, wie war besonders ihre Baukunst ihm ein gänzlich Verschlossenes, und indem er mehr seine eigenen Empfindungen bei der entzückten Anschauung der Kunstwerke beschrieb, als die Werke selbst und ihre inwohnenden Bildungsgesetze, so wirkte er im Ganzen mehr als poetisch anregender und sittlich erhebender Schriftsteller, als daß er die alte Kunst in unser Leben einzuführen vermocht hätte.

Wie es des Dichters bedurfte, um in einer Iphigenia die innigste Vermählung des hellenischen und deutschen Geistes darzustellen, so bedurfte es auch eines künstlerischen Genius, die Wiedergeburt hellenischer Kunst auf deutschem Boden aus der Sphäre sentimentaler Sehnsucht in die Wirklichkeit zu führen und sie in unwidersprechlichen Thaten vor Aller Augen darzustellen. Dieser Genius war Schinkel — und wenn die Gedanken, die ich zur Ehre seines Andenkens an einander gereiht habe, uns in scheinbar weit entlegene Räume der Weltgeschichte und in die verschiedensten Fächer geistiger Thätigkeit geführt haben, so leiten sie doch alle zu dem Manne zurück, welcher wie ein Jeder, der in unserer Zeit etwas Großes leisten will, im Mittelpunkte der Menschengeschichte stehen und zwei Welten in seinem Geiste tragen muß.

Säulen nach griechischem Maße hat man lange vor Schinkel aufgerichtet, aber eine dorische Halle, an eine moderne Fensterwand hinangeschoben, macht eben so wenig ein griechisches Gebäude, wie ein Citat aus dem Demosthenes einer Parlamentsrede den Stil klassischer Beredtsamkeit aufprägt. Die Alten sind uns nicht deshalb in ihren Werken erhalten, um von uns citirt zu werden, sondern damit wir das darin enthaltene ewig Wahre und Gute festhalten. Die genialsten Philosophen der christlichen Welt haben keine anderen Gesetze des Denkens zu ersinnen vermocht, als die, welche Aristoteles in seiner Logik entwickelt hat; so wird auch keine Folgezeit die Gesetze bildender Kunst umzustoßen vermögen, welche die Griechen in Marmor geschrieben haben. Das aber ist Schinkels Verdienst, daß er einem selbstsüchtigen und zuchtlosen Originalitätstriebe gegenüber der Welt gezeigt hat, wie wohl einer vollbürtigen dichterischen Schöpferkraft jene Weisheit und Selbstbeherrschung anstehe, die sich demüthig unter die Zucht des als wahr erkannten Gesetzes beugt.

Die Griechische Muse ist als Dienerin übermüthiger Herrscherpracht aus ihrem Vaterlande nach Asien und Afrika gewandert, sie ist als Sklavin nach Rom geschleppt, um dort in den Palästen der Welteroberer mit ihren Reizen zur Schau zu stehen — als die freie Tochter von Hellas ist sie zuerst wieder bei uns erstanden, um in ihrer keuschen Schönheit unser Leben zu erfreuen, unseren Sinn zu erheben und uns aus der unerträglichen

Sklaverei der Mode zu befreien. Seit den Tagen des Perikles ist zuerst wieder bei uns mit vollem und geistigem Verständnisse hellenischer Kunstgesetze zu bauen versucht worden — es fragt sich, ob auch dies Bestreben wie eine Modelaune vorübergehen und vergessen werden, oder ob es wie ein gährendes Lebensprincip in unsere deutsche Kunst aufgenommen werden soll. Die Trägheit der menschlichen Natur sträubt sich gegen den unbequemen Einfluß einer umbildenden Kraft; der menschliche Hochmuth wehrt sich gegen die Anerkennung überlieferter Gesetze. Aus beiden Gründen sucht man sich mit der alten Kunst abzufinden; man will sie weder ganz verabsäumen noch ganz anerkennen, und während jeder Gebildete über Den lacht, welcher sich den Anschein geben will einer Sprache mächtig zu sein, während er ohne Kenntniß ihrer Gesetze nur Silben und Wörter zusammenreiht, so läßt man sich in der Kunst das Kauderwelsch unverständig angewendeter Formen mit übertriebener Nachsicht gefallen. So ungeduldig der Geist nach Fortschritt drängt, eine gesunde Fortentwicklung ist nicht möglich, wenn wir das Vermächtniß des Alterthums von uns weisen, und soll der Weg, den Schinkel gebahnt hat, wirklich die Entwicklungsbahn deutscher Kunst werden, so liegt uns eine zwiefache, unabweisbare Aufgabe vor. Zuerst die fortschreitende Erkenntniß der hellenischen Bauweise und der in ihr liegenden Vernunft, und zweitens der entschlossene Wille, diese Grundsätze echter Kunst mit aller sittlichen Kraft zu vertreten zum Segen einer Zeit, die

mehr als jede andere ihre Söhne ermahnt, auf allen Gebieten des geistigen Lebens an dem ewig Gültigen festzuhalten. Darum Heil den Männern, welche auf solchem Wege, bauend und bildend oder forschend und lehrend, an dem Lebenswerke Schinkels fortarbeiten!

10.

Zum Andenken Schillers.

Zu ungewöhnlicher Zeit hat die Universität heute ihre Aula geöffnet. Der festliche Schmuck, die gedrängte Menge und ihre feierliche Stimmung zeugt davon, daß keine herkömmliche, sondern eine außerordentliche, eine allgemeine Angelegenheit uns hier vereinigt, eine Angelegenheit, die Jedem von uns eine Herzenssache ist, und der von den Festordnern berufene Redner darf kein anderes Ziel im Auge haben, als daß er ausspreche, was Sie Alle bewegt in dieser festlichen Stunde.

Wir feiern das Andenken eines vaterländischen Dichters, das Gedächtniß eines Todten; aber wir gedenken nicht des Verstorbenen, sondern des Geborenen, nicht des Genommenen, sondern des uns Gegebenen; wir klagen also nicht, sondern wir danken für das, was wir empfangen haben und noch besitzen; denn er ist unser und bleibt unser und unserer Nachkommen unveräußerliches Besitzthum.

Scheinbar überleben freilich die irdischen Dinge den Menschen, der sie benutzte. Das Geburts- und Wohn-

haus, das Arbeitszimmer eines berühmten Meisters wird in unverändertem Zustande gezeigt, nachdem der Geist, der darin gewaltet hat, längst abgeschieden ist; zerbrechliche Reliquien werden Jahrhunderte lang aufbewahrt. Aber diesem täuschenden Scheine zum Trotze halten wir alle irdischen Dinge für eitel und nichtig, und glauben, daß nur das Geistige, und daß Alles, was aus dem Geiste stammt, ewig ist. In diesem Glauben fühlen wir uns Alle verbunden; die Wissenschaft pflegt ihn, denn sie stellt uns täglich in lebendigen Verkehr mit den Geistern der Vorzeit; die Geschichte hat keinen höheren Beruf, als daß sie in dem Lärm der äußeren Begebenheiten die Macht des Geistes nachweist, welche still und geräuschlos sich entfaltet. Die großen Schlachten, welche einst die Bildung Europas gerettet haben, die Freiheitskämpfe unserer eigenen Geschichte, sie sind nicht durch die Kraft der Arme, sondern durch die Macht des Geistes gewonnen worden. Am deutlichsten aber spüren wir diese Macht, wenn der Geist ohne äußere Mittel wirkt. So wirkt des Vaters Geist im Hause fort, der Geist des Lehrers in der Gemeinde seiner Jünger. Darum bestand bei den Alten die schöne Sitte, mit jährlichen Opfern den Geburtstag des verstorbenen Vaters zu feiern, der wie ein guter Genius unsichtbar mit den Seinen fortlebte, und die Philosophen feierten im Musenhaine der Akademie den Geburtstag ihres Plato; er war ihr geistiger Vater und sie pflegten in sich seinen Genius.

Aber weit über die Gemeinschaft des Hauses und

der Schule hinaus wirkt die Macht des Geistes, welche sich in der Kunst bethätigt, die Macht des Geistes, der, mit schöpferischer Kraft begnadigt, das Innerlichste des Seelenlebens hinstellt, daß es wie eine Schöpfung der Natur gesehen und gehört werden kann, in Erz und Stein, in Farben und Tönen, vornehmlich aber im Worte, das von allem sinnlich Wahrnehmbaren am meisten von Geistes Art ist. Darum offenbart sich im Dichter am herrlichsten die unvergängliche Macht des Geistes; ihm ist das Siegel der Unsterblichkeit anvertraut; er prägt es den menschlichen Thaten auf, welche er dem Strome der Zeiten entheben will, und mit den Helden, die er feiert, lebt auch der Dichter fort bei seinem Volke allgegenwärtig. Wo ist von diesem hohen Amte der Poesie beredter gezeugt, als in den Worten:

Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke,
Frei schwing' ich mich durch alle Räume fort,
Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort!

Unserm Meister war das Dichten nicht etwas Willkürliches, das man thun und lassen kann, sondern ein Nothwendiges, dem Dichtenden selbst Geheimnißvolles. „Ihm strömten des Gesanges Wellen hervor aus nie entdeckten Quellen.“ Er ist nicht sein eigener Herr, wenn die Begeisterung über ihn kommt und ihn der Sphäre des Irdischen entrückt:

Es rafft von jeder eitlen Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt.

Und wenn wir die gesenkte Stirn des bleichen Mannes uns vor Augen stellen, ist es nicht in der That, als ob wir ihn sich beugen sehen vor jener göttlichen Gewalt in Demuth und Selbstverläugnung? Denn so hoch er vom Dichteramte dachte, so unsicher war sein eigenes Selbstbewußtsein. Und wenn er nun trotz Mißmuth und Verzagen, trotz aller Schwäche und Gebrechlichkeit des Leibes, die ihm nur stundenweise ein volles Gefühl der Gesundheit gestattete, wenn er trotz vielfacher Lebensnoth und einer Ungunst des Schicksals, die ihn erst so spät zur ruhigen Pflege seiner Gaben gelangen ließ, wenn er endlich trotz der Kürze seines Erdenlebens dennoch ein Meister der edlen Kunst und ein Auserwählter seines Volks geworden ist, so daß heute alle Deutschen mit einhelliger Begeisterung Gott danken, daß ein Friedrich Schiller ihnen geboren sei: so tritt uns hier die Macht des Geistes in aller Herrlichkeit entgegen, und wir feiern an diesem Tage ein rechtes Siegesfest des Geistes.

Es ist ein Fest in vollem Sinne des Worts, kein Sonderfest eines Orts oder Standes, kein von Amts wegen verordnetes, sondern frisch und unmittelbar ist es aus dem Bedürfnisse des Volks erwachsen, und wenn ein Fest um so schöner ist, je größer die Gemeinde der

Festgenossen ist, je weniger es giebt die sich spröde abwenden und sagen dürfen: Eure Feier geht mich nichts an! je mehr die Unterschiede und Schranken schwinden, welche die Genossen eines Volks von einander trennen: so haben wir allen Grund, uns der heutigen Feier dankbar zu freuen!

Sonst gehen ja, namentlich unter unserem Volke und in unserer Zeit, die Meinungen der Menschen in keinem Punkte weiter auseinander, als wenn es die Würdigung geistiger Werke betrifft. Da ist der Geschmack der Jugend und der des Alters ein ganz verschiedener, und die Kluft wird immer größer je rascher die Zeit vorwärts eilt. Aber noch immer ist es so, und wird, so Gott will, noch lange so bleiben, daß unsere Knaben an Schillers Worten zuerst die Macht der Poesie an sich verspüren; den Jüngling fesselt das Ungestüm seines stürmischen Jugenddranges, und je mehr das eigene Denken und Wollen sich abklärt, um so mehr mundet die reifere Frucht des edlen Geistes, und Keiner entwächst der Freude an Schillers Dichtungen, so lange er sich die Empfänglichkeit für Poesie bewahrt. Auch auf die Liebe der Frauen hat kein Dichter des Volks einen volleren Anspruch als er, der ihren Beruf, die unsichtbaren Güter des Lebens zu hüten und den Sinn für das Edle und Schöne zu pflegen, so warm und lebendig anerkannt hat. Nur mit ihnen in Gemeinschaft kann er seinen eigenen Beruf erfüllen.

Drum soll ein ewiges, zartes Band
Die Frauen, die Sänger umflechten.
Sie wirken und weben Hand in Hand
Den Gürtel des Schönen und Rechten.

Aber viel tiefer als der Unterschied der Alterstufen und Geschlechte greift ein anderer in die Gesellschaft ein, das ist der Unterschied der Bildung. Jene Unterschiede sind von Natur vorhanden und die Natur ist unaufhörlich beschäftigt sie auszugleichen; dieser Unterschied ist kein ursprünglicher und nothwendiger, und um so mehr hat er zu einem Zwiespalte der Gesellschaft geführt, den wir beklagen müssen. Zwar ist auch hier die Zeit schroffer Standesunterschiede vorüber, und wir fühlen Alle, daß es nichts Unsittlicheres giebt als den Hochmuth des Wissens, auch nichts Unweiseres, weil der Gelehrte durch solche Absonderung sich selbst die frischesten Quellen geistiger Nahrung verschließt, endlich nichts Nachtheiligeres für das allgemeine Wohl, weil dadurch die von Gott geordnete Einheit des Volks zerklüftet wird und die, welche berufen sind, das Salz der Erde zu sein, ihre Geistesschätze als todte Schätze verkommen lassen. Es ist anders geworden; in die dumpfen Gelehrtenstuben ist die Luft des öffentlichen Lebens eingedrungen, die Männer der Wissenschaft fühlen das Bedürfniß, in vollem Sinne ihrem Volke anzugehören und man ist eifrig bestrebt, den Unterschied zwischen gelehrter und volksthümlicher Litteratur auszugleichen. Aber dennoch fühlen wir Alle, wie noch immer gerade die Deutschen verschiedener Bil-

dungsstufen sich kalt und fremd gegenüberstehen, wie die höher Gebildeten verschiedener Nationen sich leichter mit einander verständigen und mehr zu einem Gesellschaftskreise gehören, als die verschiedenen Stände des eigenen Volks, und wie dadurch der heilsame Austausch geistiger Güter beeinträchtigt wird. Darum freuen wir uns jeder Gelegenheit, wo die ursprüngliche Einheit und Einigkeit sich Bahn bricht; wir erbauen uns an jeder kirchlichen Feier, wo Gelehrte und Ungelehrte in gleichem Heilsbedürfnisse zum Altare gehen, wir freuen uns jedes Mannes, dessen geistige Thaten über die Schranken zunftmäßiger Begränzung hinausreichen, der wie eine Sonne am Himmel steht und mit milder Kraft das Eis schmilzt, welches zwischen den Ständen des Volks sich lagert. Und thut nicht Schiller dies in hohem Grade? Der Dichter, welcher durch die schwungvolle Kraft seines Worts die einfachsten Gemüther ergreift und zugleich den Ansprüchen des Kunstverständigen noch heute entspricht, zwar nicht in denselben Werken und auf jeder Stufe seines Schaffens in gleichem Grade — aber das macht ihn uns so lieb und nähert ihn uns in so vertraulicher Weise, daß er nicht fertig und vollkommen vor uns hintritt, nicht mit dem Siegesschritte seines hohen Freundes, des Mannes, „dem das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt, dem schon vor des Kampfes Beginn die Schläfe bekränzt war“ — sondern wir sehen ihn ringen und kämpfen; wir sehen ihn Trugbildern nachjagen und in den Wolken nebelhafter Unklarheit befangen; aber er

ringt zum Lichte, er dringt von einer Klarheit zur anderen; er fühlt immer deutlicher, daß der Naturdrang den Dichter nicht mache, daß zur bewußtlosen Kraft eine klare Erkenntniß des künstlerischen Ziels, zur Bilderfülle der Phantasie eine Bestimmtheit der Begriffe, zur Regsamkeit des Gemüths ein mannigfaltiges Wissen hinzutreten müsse. Darum hat er voll männlicher Entsagung die leichteren Erfolge verschmäht, um des höchsten Kranzes würdig zu werden, und dadurch ist er der Dichter geworden, der allen Bildungsstufen gerecht ist. Der Freund Wilhelms von Humboldt wollte mit dem höchsten Maßstabe gemessen sein.

Aber nicht blos als Dichter rang er unverdrossen nach immer reiferer Vollendung in Form und Inhalt, sondern auch die Wissenschaft als solche fesselte seinen Geist, und er trat in ihren Dienst auf den Ruf des hochgesinnten Fürsten, welcher mit Recht erkannte, daß die deutschen Universitäten nicht blos der Ort für strengbegränzte Fachstudien seien, sondern daß jedes hohe geistige Streben, daß auch der Dichter, als Lehrer des Volks, dort seine Stätte finde. Zwar vermochte er aus vielerlei Gründen in seinem Lehramte keine dauernde Befriedigung zu finden; indessen ist die geregelte Arbeit, zu der es ihn verpflichtete, und der geistige Verkehr, den es veranlaßte, von bleibendem Einflusse auf seine Entwickelung gewesen, und er hat selbst nach zwei der wichtigsten Seiten akademischer Wissenschaft, als Historiker und als Philosoph, mit voller Selbständigkeit gearbeitet.

Das geschichtliche Studium führte ihn in das Alterthum hinein, wie in die neuere Geschichte. Dort war er vorzugsweise der Empfangende, und wie mächtig sich auch an ihm, den sein kritischer Freund den modernsten aller neuern Dichter nannte, die Kunst der Alten in ihrer bildenden Wirkung bezeugt hat, das verkennt Niemand, welcher die früheren und späteren Gedichte vergleicht; das verräth schon die Form. Denn so wenig seine Jugendgedichte ohne Reim zu denken sind, eben so wenig kann man sich eine große Zahl seiner bedeutendsten und reifsten Dichtungen anders als in griechischem Versmaße denken. In den neueren Perioden der Menschengeschichte war er nicht blos der Empfangende und Lernende. Hier hat er die Ergebnisse seiner Forschung mit dichterischem Vermögen dargestellt, Einer der Ersten, der in deutscher Rede die Kunst der Geschichtschreibung erneuert hat, und wer unter uns ist ihm nicht dankbar für die glücklichen Stunden, da er mit tiefbewegter Seele den Freiheitskampf der Niederländer in seinem Buche las?

Poesie und Geschichte stehen in nahem Zusammenhange; denn der wahre Dichter kann die Kenntniß des Menschenlebens nicht entbehren, wie sie nur die Geschichte darbieten kann, und wiederum bleibt alle Geschichte ein Todtes, wenn nicht eine dichterische Kraft sie anhaucht und ihre verwitterten Züge mit schöpferischer Phantasie belebt! Aber viel fremder scheint dem Dichterberufe die mühsame und selbstverläugnende, die der lieblichen Unmittelbarkeit des Denkens und Fühlens entsagende Arbeit

des Philosophen zu sein, und Viele seiner Freunde haben es gemißbilligt, daß Schiller sich auf diese Bahn begeben habe. Aber er konnte nicht anders. Ihn quälte, was an Dunkelheit in seinem Geiste war; ihn ergriff die Macht des kritischen Gedankens, die von Königsberg aus durch Deutschland ging und alle denkenden Köpfe aus der trägen Behaglichkeit herkömmlicher Vorstellungen aufrüttelte. Er hat die schmerzlichen Conflikte zwischen poetischer Begeisterung und rein verständiger Weltbetrachtung ohne Selbstschonung mit heroischer Willenskraft durchgekämpft, und er ist aus allen Arbeiten und Kämpfen reicher, reifer, kraftvoller hervorgegangen; seine geistigen Schwingen sind immer stärker geworden, und wir danken es unserm Dichter, daß er sich nicht genügen ließ an der glänzenden Wirkung, welche er auch ohne diese Arbeiten in reichem Maße gewinnen konnte. Denn eben dadurch steht er im Mittelpunkte unserer geistigen Bestrebungen; dadurch hat er die Gegensätze des Antiken und Modernen, der Wissenschaft und des Lebens, der forschendeu und der schöpferischen Kraft in sich ausgeglichen, und wie den Unterschied der Altersstufen und Geschlechter, so hat er auch den der verschiedenen Bildungsgrade überwunden. Schule und Haus feiert ihn, wie ihn die Universitäten feiern; Gelehrte und Ungelehrte, Künstler und Forscher haben ihren Theil an ihm.

Diese Vielseitigkeit ist gewiß etwas, was unsere Bewunderung in Anspruch nimmt. Und doch, wie kommt es, daß dies Wort unserer Stimmung nicht entspricht,

daß Ihnen Allen ein anderes auf den Lippen schwebt, das Wort: wir lieben ihn! Pflegt doch sonst eine ungewöhnliche Begabung, ein außerordentliches Verdienst in uns das Gefühl von Scheu zu erwecken! Warum ist er uns doch so nahe, so lieb und theuer, wie ein alter Freund? Das kommt daher, daß wir in allen seinen Worten sein Herz fühlen. Nicht vornehm und selbstgenugsam schritt er durch die Welt, sondern er bedurfte der Liebe und konnte den lebendigen Antheil seines Volks zum Leben und Dichten nicht entbehren. Und dieser Antheil wurde ihm in so reichem Maße zu Theil, weil er den Deutschen mit ihrer eigensten Empfindungsart entgegentrat. Der Kreis der Schillerschen Dichtung ist enger als die Göthesche Welt, aber eben deshalb heimlicher und verständlicher. Es ist die Welt des bewegten Gemüthes, welche den Hörenden ergreift und in die Bewegung hereinzieht. In Schiller findet Jeder sich selbst, weil er in ihm ein deutsches Seelenleben mit allen seinen Kräften und Schwächen, mit allen Freuden und Schmerzen findet. Er hat die Neigung unsers Volks zu einer weichen Gemüthsstimmung, welche sich auf dem Wege der Empfindung Alles anzueignen sucht; er hat nicht minder den anderen Trieb, der uns vor den Gefahren dieser Richtung bewahren soll, den Trieb des Nachdenkens, das Bedürfniß zusammenhängender Erkenntniß. Als Deutscher hat er alle Qualen einer ruhelosen Reflexion gekostet, die ganze dornenvolle Bahn eines unbefriedigten Rationalismus durchmessen, als Deutscher

hat er sein Leben lang mit der Wirklichkeit, die ihn verletzte, im Kampfe gelegen. Und woher dieser Kampf?

Der Ursprung desselben ist kein anderer, als die ideale Richtung des deutschen Gemüths, die viel gepriesene und noch mehr geschmähte. Oder hören wir nicht alle Tage mehr die Idealisten schelten und verspotten? Sie meistern, heißt es, die Welt, ohne sie zu kennen; sie sind eigensinnig, ungerecht und unbrauchbar; sie sind die gefährlichsten Leute, wenn sie Einfluß gewinnen. Aber was ist denn das für eine Welt, welche vor der Macht der Ideen so ängstlich gehütet werden soll? Haben die Dinge dieser Welt eine Berechtigung in sich? Ist der Menschengeist berufen ihnen zu dienen? Stein und Erz wird erst des Künstlers Eigenthum, wenn er den spröden Stoff in die Form bringt, die er im Geiste entworfen hat; so werden auch die Verhältnisse des Lebens erst unser, wenn wir ihnen das Gepräge des Geistes aufdrücken. Und woher die Macht dazu? Daß wir mit dem Fuße auf der Erde stehen, hilft uns so wenig, wie jenem Riesen, den die Arme des Hercules erdrückten; wir müssen einen Standpunkt außerhalb der Erde haben, um sie beherrschen zu können. Darnach unterscheiden sich ja die Menschen, die Generationen und Völker am meisten von einander, ob sie dahingegeben sind an die sichtbaren Dinge und es sich bei ihrem bunten Scheine wohl sein lassen, oder ob sie eine höhere Welt anerkennen und aus ihr ihre Lebenskräfte nehmen. Es giebt eine falsche Idealität, welche den Geist träge macht und in krankhafte Schwärmerei

einwiegt: die wahre Idealität ist die eigentliche Siegeskraft des Geistes, die einzige Quelle großer Leistungen. Der Zug zum Idealen ist unserm Volke tief eingepflanzt; wir sollen uns seiner nicht schämen, denn er ist unser bestes Theil. Ihm verdanken wir die größten Zeiten unsrer vaterländischen Geschichte, ihm verdanken wir die Reformation. Denn unser theurer Martin Luther, dessen wir heute gern gedenken, hat nicht um sichtbare Güter, sondern um das Heil seiner Seele also Sorge getragen, daß er mit Kaiser und Reich furchtlos gerungen und Leib und Leben daran gegeben hat, und deshalb haben ihn seine Landsleute nicht verlacht und wie einen einfältigen Schwärmer bei Seite stehen lassen, sondern Stadt und Land ist ihm zugefallen, alles Volk hat gefühlt, daß gegen das helle Licht evangelischer Wahrheit alle sichtbaren Dinge gering zu achten seien, und wenn nicht Gewalt den Geist gedämpft hätte, so tönte vom Meere bis zu den Alpen von allen deutschen Lippen ein Bekenntniß. Dieser Begeisterung für die unsichtbaren Lebensgüter, die wir mit dem Namen des Idealismus bezeichnen, verdanken wir des Vaterlandes Befreiung und Wiedergeburt; durch ihre Kraft blüht Kunst und Wissenschaft; durch sie gehoben, glauben wir an einen ewigen Fortschritt geistiger Entwickelung.

Dieser Idealismus war auch der schönste und tiefste Charakterzug Schillers. Daher seine Unzufriedenheit mit der Welt, sein Fremdsein in derselben; denn wo der Nutzen das Ideal ist, dem alle Kräfte fröhnen, kann der

nur wie ein Fremdling sich fühlen, dessen Seele voll ist von der Anschauung einer höhern Ordnung der Dinge, welche der wirklichen überall widerspricht. Aus diesem Widerspruche erwächst Kampf; die ungestüme Willenskraft der Jugend will die Welt zertrümmern, welche ihren Idealen nicht entspricht; auch der junge Dichter glaubte nur noch bei den Feinden der bürgerlichen Gesellschaft Tugend zu finden. Aber der Umsturz der Dinge, der jenseits des Rheins vollzogen wurde, belehrte auch ihn über den Unterschied falscher und wahrer Freiheitsideale und führte ihn zu der Ueberzeugung, daß die wahre Freiheit in der Sitte liege.

Vom Standpunkte dieses geläuterten Idealismus wies er der Kunst ihren sittlichen Beruf an. Der Künstler soll frei von eitler Geschäftigkeit, welche nur den Augenblick ausbeuten will für vergängliche Zwecke, frei von unbesonnener Schwärmerei, welche an die dürftige Geburt der Zeit den Maßstab des Unbedingten anlegt, ohne Selbstsucht und gleichgültig gegen das Urtheil der Menge, aus dem Bunde des Möglichen und Nothwendigen das Ideal erzeugen; er soll es ausprägen in Bild und Wahrheit, im Spiele der Einbildungskraft und im Ernst der Thaten, in allen geistigen und sinnlichen Formen und es schweigend hinstellen in die Zeit. So wird sein Thun eine Offenbarung der übersinnlichen Welt, und indem er für ihre Güter die stumpfe Menge erwärmt und beseelt, befreit er auch sie vom Joche der Sinnlichkeit. Statt des Umsturzes wird so die Umgestaltung, statt der Ver-

dammung der Gesellschaft ihre Verklärung sein Beruf, und anstatt der Verachtung der Menschen ist die Liebe zu ihnen in sein Herz eingezogen mit ihrer unwiderstehlichen Ueberwindungskraft. So sind die Künstler die Lehrer und Berather des Volks, wie jene Weisen Plato's, welche aus der dunkeln Erdenhöhle, wo sich das Auge mit wesenlosen Schattenbildern beschäftigt, auf steilem Pfade hinaufgestiegen sind zur Oberwelt, zur Welt des Lichts, zur Anschauung des Göttlichen, und dann sich voll Menschenliebe zurückwenden, um den Höhlenbewohnern Kunde zu bringen von jener höhern Welt und die Sehnsucht nach ihr in ihren kalten Herzen zu erwecken. So hat er die Kunst als einen Dienst an der Menschheit, als eine Mission des Geistes aufgefaßt; dieser hohen Aufgabe zu Liebe hat er die Mühe nicht gescheut, die dichtende Kraft durch Wissenschaft zu stärken, durch Philosophie zu läutern, und auf die Weise hat er einen Musendienst gestiftet und geübt, wie er in der That vor ihm nicht aufgefaßt worden ist.

Die Welt, in welcher der Dichter lebt, ist über den Schranken erhaben, welche die sichtbare Menschenwelt theilen, und das ewig Wahre muß unbedingte Gültigkeit haben. In dieser Beziehung nennt Schiller es ein Vorrecht der Dichter und Philosophen, allen Völkern und Zeiten anzugehören. Wenn wir aber in Wahrheit sagen dürfen, daß die ideale Richtung ein Grundzug des deutschen Wesens sei, so war Schiller mehr, als er selbst sich dessen bewußt war, ein deutscher Dichter, und indem er

unermüdlich das Herz seines Volks gesucht hat und mitten in einer geängsteten und viel bedrängten Zeit mit den Besten seiner Zeitgenossen sich zu gemeinsamer Arbeit verband, hat er wesentlich dazu beigetragen, nach den faulen Zuständen des vorigen Jahrhunderts die Wiedergeburt des deutschen Volksthums anzubahnen. Um dieselbe Zeit, als Fichte den Deutschen das Bild ihrer Volksthümlichkeit vorhielt, um sie an ihren geschichtlichen Beruf zu mahnen, schuf Schiller die Werke, in denen das deutsche Volk seines besseren Selbst wieder bewußt wurde. Beide Männer haben trotz aller Gegensätze und Mißverständnisse doch einen gleichen Beruf erfüllt; beide sind die Vorboten einer männlichen Erhebung der Deutschen geworden; beide haben aus gleicher Ueberzeugung Befreiung von fremdländischer Sitte, volle Hingabe an das Vaterland gefordert; beide haben die Begeisterung für des Volks Ehre, für väterliche Sitte, für Tugend und Recht erwecken helfen, welche sich in den Freiheitskriegen bewährt hat.

So hat sich das volksthümliche Bewußtsein, das politische und das religiöse Leben unseres Volks an dem Dichter gestärkt; ja auch das religiöse! Denn auch die Religion ist ihrer Natur nach ideal, in nothwendigem Widerspruche gegen die sichtbare Welt und deren Güter. So frostig uns der Name der „ästhetischen Bildung" klingt, die Schiller fordert, so ist sie doch ihrer Natur nach etwas der Religion nahe Verwandtes; denn sie fordert, wie diese, Läuterung des Gemüthes vom Schmutze

des Irdischen, Ertödtung der Selbstsucht, Haß gegen alles Gemeine, und jede Flamme echter Begeisterung ist eine Opferflamme, die zum Himmel weist.

Eine deutsche Frau, welche durch ein Leben voll hingebender Liebe ihre Zeitgenossen tief beschämt hat, bezeugt in ihren nachgelassenen Tagebüchern, wie Schiller in ihr das Streben nach christlicher Tugend geweckt habe und wie der Wahlspruch ihrer Jugend des Dichters Wort gewesen sei: Die Tugend, sie ist kein leerer Wahn, der Mensch kann sie üben im Leben, und sollt' er auch straucheln überall, er kann nach dem Göttlichen streben!" Und gewiß alles Umhersuchen nach Wegen, die aus dem Dunstkreise des Erdenthals hinausführen, alles Ringen nach Wahrheit, alles Dürsten nach Quellen eines höheren Lebens muß doch am Ende zu dem hinführen, der einfach und schlicht zu uns gesprochen hat: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.

In diesem Sinne dürfen wir sagen, daß unser Dichter eng verwachsen ist mit allem Besten, das wir haben: die Liebe zu ihm ist darum auch die Liebe zu dem einig Wahren und Schönen, d. h. zu dem Göttlichen, und diese Liebe verbindet uns heute Alle zu einem brüderlichen und volksthümlichen Feste.

Die Universität freut sich mit Ihnen Allen ein gemeinsames Fest zu feiern; denn sie will ja dem ganzen Volke angehören, ihm dienen und von seiner Liebe sich getragen wissen. Unsere Universität schätzt es als ihr besonderes Glück, im Herzen Deutschlands ihre Stätte zu

haben, und sie betrachtet es als ihre besondere Aufgabe, Nord und Süd in der Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande zu vereinigen; ihr muß also jede nationale Feier vorzugsweise am Herzen liegen.

An äußerem Glanze des Festes können wir mit den großen Städten nicht wetteifern; an innerer Erhebung soll unsere Feier keiner anderen nachstehn, und es kommt für die Zukunft unsers Vaterlandes nicht wenig darauf an, wie treu wir, die wir hier beisammen sind, die Verpflichtungen erfüllen, welche diese Feier uns auferlegt.

Und wozu verpflichtet sie uns?

Sie verpflichtet einen Jeden unter uns, daß er in dieser Welt, welche von Tage zu Tage unruhiger und zerfahrener wird, nach des Dichters Vorbilde ein innerliches Leben führe, ein stilles und gesammeltes Leben des Geistes, daß er wie ein Priester hüte die göttliche Flamme in seiner Brust, die Flamme der Liebe und der Begeisterung für die ewigen Güter, daß ein Jeder wirke, so lange es Tag ist, wie der Dichter wirkte, der immer kämpfen mußte mit der Schwäche des Fleisches und immer siegte durch die Waffen des Geistes und mit ihnen starb, wie ein Held auf dem Felde der Ehre!

Ein rechtes Fest ist keine Abspannung, sondern eine Anspannung aller sittlichen Kräfte, und wie die Hellenen von ihren Bürgerfesten um so muthiger in den Kampf zogen, so soll auch diese Feier uns stärken für die mancherlei Kämpfe, die uns nicht erspart bleiben werden. Denken wir daran, mit welchen Verhältnissen Schiller

als Knabe und Jüngling zu kämpfen hatte, wie Laune und Willkür, Unglaube und Unsitte, Vorurtheil und fremdländisches Wesen das Leben unsers Volks beherrschte, so müssen wir dankbar anerkennen, wie viel in diesem Jahrhundert besser geworden ist, und so dunkel verhängt uns auch die weitere Entwickelung erscheinen mag, ist der rechte Geist in uns lebennig, so muß sich Alles zum Besten wenden. Wir feiern ja ein Siegesfest des Geistes!

Darum wollen wir Hand in Hand uns geloben, niemals matt und zaghaft zu werden, nicht zu grollen mit unsern Brüdern, nicht rückwärts zu schauen, sondern vorwärts zu streben mit Vertrauen auf Gott, der unser Volk nicht verlassen wird; ja geloben wollen wir, den Geist der Eintracht und der brüderlichen Liebe, den Geist der Frömmigkeit und der Treue, den Geist edler Wissenschaft und Kunst mit heiligem Ernste in uns und unter uns zu pflegen.

Das sind unsere Gelübde am Schillertage. Gott segne sie!

Berlin, Druck von Gustav Schade.
Marienstraße Nr. 10.